



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Mathilde Möhring.

Roman von Theodor Fontane.

(2. Fortsetzung.)

Die „Jungfrau“ kam zur Aufführung mit Rybinski als Dunois. Aber weder die Möhrings noch ihr Mieter Hugo Großmann wohnten der Aufführung bei, da dieser letztere krank geworden war. Er fieberte ziemlich stark und bat, nach einem Arzt zu schicken. Dieser kam und war mehrere Tage lang im unsichern, was es war, bis es sich eines Morgens herausstellte, daß es die Masern seien. Er ging zu Möhrings hinüber und sagte: „Es sind die Masern, nichts Besonderes und nichts Gefährliches. Aber Vorsicht, liebe Frau Möhring. Sonst haben wir einen Toten, wir wissen nicht wie.“

„Ach Gott, Herr Doktor, er ist ja erst sechs Wochen bei uns. Und dann so was. Und wenn die Leute das hören, da will ja denn keiner mehr einziehen, und vertuscheln geht auch nicht. Es sind immer so viel schlechte Menschen. Und Schulhes wird es auch nicht recht sein.“

„Wohl möglich. Aber nur nicht ängstlich, liebe Frau. Noch lebt er und wird auch wohl weiter leben. Ich habe Sie nur warnen wollen, daß Sie aufpassen und immer nasse Lappen über den Bettschirm hängen. Mit dem Bazillus ist nicht zu spaßen. Und vor allen Dingen keinen Zug, Zug ist das schlimmste. Da tritt alles zurück und wirft sich auf die edleren Teile.“

„Gott, ist es möglich!“

„Und dann haben wir casus mortis.“

Mathilde war dabei nicht zugegen. Als sie von einem Gang in die Stadt nach Haus kam und hörte, was der Arzt gesagt hatte, meinte sie: „Mutter, du kannst doch auch gar nichts übertragen. Masern! Das ist so gut wie gar nichts. Jedes kleine Wurm hat sie. Sie sollen sogar gesund sein, es kommt alles raus, und das ist immer die Hauptsache. Natürlich müssen wir aufpassen und auch sorgen, daß er die Runtzen nicht zu sehen kriegt. Er ist so empfindlich in manchem und hat mir mal gesagt, er graute sich ordentlich vor der Aufwartefrau.“

„Ach, das hat er bloß so gesagt!“

„Nein, ganz im Ernst, Mutter. Solche, die immer Stücke lesen und ins Theater gehen, die sind so. Na, und das schwarze Pflaster — es ist ja auch zum Graulen.“

„Ach, Thilde, was unjereiner auch alles erleben muß, und das nennen sie dann Fügung, und man soll auch noch dankbar dafür sein.“

„Rede nicht so, Mutter, das bringt Unglück, denk' an Siohen. Und Fügungen! Die Leute haben auch ganz recht,

wenn sie von Dankbarsein reden — wenigstens wir. Denn das kann ich dir sagen, für uns ist es eine sehr gute Fügung. Und wenn ich mir was hätte denken sollen, auf so was Gutes wie diese Masern wäre ich nie gekommen.“

„Meinst du wirklich?“

„Ja, das meine ich.“

„Aber wie denn, Thilde?“

„Das erzähle ich dir ein andermal, wenn es erst da ist. Wenn man darüber red't, dann beruft man's.“

„Ach, Thilde, du rechnest immer alles, aber du kannst auch falsch rechnen.“

„Kann ich. Aber du sollst sehen, ich rechne richtig.“

Hugo Großmann überstand seine Masern und war im Abschülberungszustand, als der Doktor sagte: „Ja, liebe Frau Möhring, den haben wir nun mal wieder raus, das heißt, aus dem größtm. An gesund ist noch nicht zu denken, und die Vorsicht muß verdoppelt werden. Der kleinste Fehler, und es wirft sich auf die Ohren oder, wenn er zu früh Licht kriegt, auf die Augen, und dann ist er blind. Andererseits hätte ich gern, er könnte hier raus. Die nassen Lappen sind gut, aber immer nasse Lappen geht auch nicht. Könnten Sie ihn nicht umbetten? Ich meine umlogieren? Vielleicht etwa in das Entreezimmer? Sie müssen dann freilich zusperrern und allen Verkehr mit der Welt abschneiden, und wer zu Ihnen will, muß durch die Küche. Aber Krankheit entschuldigt alles. Überlassen Sie's man Fräulein Mathilde, die ist fündig, die wird schon Rat wissen.“

Und damit ging er.

Mathilde rechtfertigte wirklich das gute Vertrauen, das der Doktor zu ihr hatte, und sagte: „Doktor Birnbaum hat ganz recht. Er muß raus, ich kann die Lappen schon gar nicht mehr riechen. Aber das mit dem Entree, das geht nicht. Entree! Das sieht so weggesetzt aus, so nicht hü und nicht hott. Er ist doch ein studierter Mann und ein Bürgermeistersohn, und seine Masern hat er bei uns gekriegt. Er muß in unsere Stube.“

„Aber, Thildchen, das geht doch nicht! Wir haben ja doch bloß die eine. Und denn ein Bett und ein fremder Mann drin, es geht doch nicht.“

„Es geht alles, aber das mit dem Bett ist gar nicht nötig. Das Bett bleibt stehen, wo's steht, und abends

bringen wir ihn rüber und packen ihn ein und seine Reisdecke drüber, daß er sich nicht bloß wirft."

"Und bei Tage . . ."

"Bei Tage ist er bei uns drüben. Er wird nichts tun, was uns genieren kann, und ich kann immer rausgehen. Du freilich, na, du bist eine alte Frau, und er könnte dein Sohn sein, und an dich muß er sich wenden. Aber er wird nicht, er ist viel zu anständig, er schadet sich lieber. Und da haben wir ihn denn, solange die Konvaleszenz dauert, immer drüben und müssen die Rouleaux halb runterlassen, daß er kein Licht kriegt, und müssen ihm was erzählen oder was vorlesen. Aber erzähl' nicht so viel von Vatern, du gehst immer so ins einzelne, und so was Interessantes war Vater nicht."

"Aber er war ein sehr guter Mann."

"Ja doch. Das war er."

"... ein sehr guter Mann; un' dann, Thilde, was ich sagen wollte: wie denkst du dir das eigentlich mit ihm? Sein Bett bleibt drüben, un' auf einen Stuhl können wir ihn doch nicht setzen. So lange kann er sich doch nich' gerade halten, er ist ja doch noch krank un' schwach."

"Rein, das kann er nicht. Und da siehst du nu' wieder, wie gut es ist, daß wir die Chaiselongue haben. Ich wußte, daß sich das verlohnen würde."

"Ja, findest du, daß das geht? Es ist doch sozusagen unser Prachtstück. Der Stehspiegel hat den Riß und sieht nicht recht nach was aus. Aber die Chaiselongue — du mußt doch nicht vergessen, vierzehn Tage oder vier Wochen dauert es, und dann ist sie hin. Er wird Kuten einliegen und alles eindrücken, denn Kranke sind so unruhig und liegen mal hier und mal da."

"Das ist ja gerade das Gute. Da verteilt es sich aufs Ganze, und von Kuteneinliegen ist keine Rede. Und wenn auch, Mutter, wer was will, der muß auch was einlegen. Er sieht dann, daß wir ihm unser Bestes geben, und wie ich ihn kenne, wird es ihn rühren, denn er hat was Edles, das heißt so auf seine Art. Zu viel darf man von ihm nicht verlangen."

Gleich an dem Tag, an dem dies Gespräch geführt wurde, wurde Hugo Großmann in die Mähringsche Gute Stube herübergenommen und auf der Chaiselongue installiert. Er nahm sich da ganz gut aus. Ein kleines Tischchen stand neben ihm mit einem Heliotrop darauf, es roch aber zu stark und wurde durch weiße Astern ersetzt. Auf einem grünen Weinblatteller lagen zwei Apfelsinen, daneben stand eine Klingel, aber bloß als Ruhstück, denn Mutter und Tochter waren immer da und brauchten nicht erst herbeizitiert zu werden. Der Arzt war mit dieser Umlogierung sehr zufrieden und sagte, als er mit Hugo allein war, allerlei Verbindliches über so „gute Menschen“, in deren ganzem Verhalten sich die einzig wahre Bildung ausdrücke: die Herzensbildung. Fräulein Mathilde sei übrigens überhaupt gebildet und, wenn man ihren Kopf öfter ansehe und sich so mehr hineingelegt habe, beinahe eine Schönheit.

Draußen im Entree standen Mutter und Tochter und stellten allerlei Fragen, was für den Kranken erlaubt sei und was nicht. „Nimmer im Dämmer“, sagte der Doktor, „am besten ist es, wenn er auch in einem geistigen Dämmer bleibt.“

„Aber wir dürfen doch mit ihm reden?“

„Gewiß, liebe Frau Mähring, alles, was Sie wollen, bloß nichts Aufregendes.“

„O du mein Gott, wie werd' ich denn was Aufregendes . . .“

„Und Vorlesen ist vielleicht auch erlaubt?“ unterbrach Thilde, die sah, daß sich die Mutter noch weiter über das „Aufregende“ verbreiten wollte.

„Ja, vorlesen geht, aber nicht viel und nichts Schweres.“

Als sie wieder bei Hugo eintraten, erzählte ihm Thilde, was der Doktor alles erlaubt habe: nur immer abends ein grüner Lichtschirm, eine grüne Lampenglocke sei nicht genug, und

wenn er Lust hätte, so dürfte ihm auch was vorgelesen werden. Drei-, viermal des Tags, aber nie länger als eine halbe Stunde.

Hugo lächelte erfreut, denn seine Krankheit fing an, ihm langweilig zu werden, und als Thilde fragte, was er denn wohl wünsche, Bücher seien ja da die Hülle und Fülle, da sagte er: ja, die Geschichte von Zola, wo das Paradies drin vorkomme, die möchte er wohl hören, er sei gerade bis dahin gekommen, wo das Paradies beschrieben würde. Freilich, es käme so manches darin vor, und er wisse nicht, ob er an Fräulein Thilde das Anfsinnen stellen dürfe . . .

Thilde merkte gleich, daß er dies in Erinnerung an das kurze Gespräch über den „Bastard“ von Orleans sagte, und wenn sie damals geglaubt hatte, sich den sittlichen Standpunkt sichern zu müssen, so hatte sie jetzt das Gefühl, daß sie den Bogen der Sittlichkeit nicht überspannen und nicht den Eindruck des Engen und Spießbürgerlichen weden dürfe. Sie sagte denn also, während sie sich an das Fußende der Chaiselongue stellte: in der Schilderung des Paradieses, wenn auch ein Sündenfall darin vorkäme, sähe sie kein Hindernis. Auf einem so niedrigen Standpunkt stehe sie nicht. Ein Mädchen müsse freilich auf sich halten im Leben und im Gespräch und in Theaterstücken und dürfe nicht alles sehen und hören wollen, denn gerade die Neugier sei ja der Versuchter gewesen, aber ein Mädchen müsse sich auch vor Prüderie zu wahren wissen, wenn ihr ihr Gefühl sage, selbst das Stärkste stehe hier um einer großen Sache willen. Und das sei nicht bloß in Theaterstücken und Romanen so, das sei auch schon so beim Lernen und im Konfirmandenunterricht. Sie habe früher bei Pastor Kleinschmidt aus der Bibel vorlesen müssen, da wären mitunter furchtbare Worte gekommen, und sie denke noch bisweilen mit Schrecken daran zurück. Aber immer, wenn sie gemerkt habe, daß so was komme, dann habe sie sich zusammengenommen und die Worte ganz klar und deutlich und mit voller Betonung ausgesprochen.

Hugo nickte nur und fand bestätigt, was Doktor Birnbaum eben über Thilde gesagt hatte. Wie richtig, wie gebildet war das alles, und er freute sich über ihre tapferen und aufgeklärten Ansichten.

Es ist ein merkwürdiges Mädchen, grübelte er, nicht eigentlich schön, wenn man sie nicht zufällig im Profil sieht, aber klug und tapfer, ich möchte sagen, ein echtes, deutsches Mädchen, charaktervoll, ein Wesen, das jeden glücklich machen muß, und von einer großen Innerlichkeit, geistig und moralisch.

In dieser Richtung gingen von Stund an Hugos Gedanken, und als er vielleicht zwei Wochen vor Weihnachten, Mitte Dezember, wieder in sein eigenes Zimmer hinüberquartiert wurde, was der alten Mähring eine heimliche Genugtuung verursachte, hatte sich die Überzeugung bei ihm festgesetzt, daß Thilde ganz die Frau sei, die für ihn passe. So gewiß er sich für einen ästhetisch fühlenden und mit einer latenten Dichterkraft ausgerüsteten Menschen hielt, so war er im Leben selbst doch von großer Bescheidenheit, beinahe zaghaft und hatte kein rechtes Vertrauen zu seinem Wissen und Können.

„Ich bin ein unnützer Proteßler“, hatte er zu Rybinski gesagt, der ihn lachend mit der Versicherung getröstet hatte: „Dann gerade schmedt's am besten.“ Und diese Beurteilung seiner selbst war richtig, und weil sie richtig war, war auch das richtig, daß Thilde für ihn passe. Sie hatte gerade das, was ihm fehlte, war quick, findig, praktisch. Er wollte sich noch vor Weihnachten ihres Jaworts versichern. Daß ihm das nicht versagt werden würde, davon hielt er sich überzeugt. Denn schließlich war er doch immer ein Bürgermeistersohn, während Thilde — so viel sah er wohl — auf Geburtstolz verzichten mußte.

„Fräulein Thilde“, sagte er, als sie gleich am ersten Abend seiner Wiederumquartierung ihm den Tee brachte und klein geschnittenen Schinken und Butterbrot, „Fräulein Thilde, Sie sind sich immer gleich gegen mich in Ihrer Güte, und weil Sie glauben, es würde mir alles noch schwer, so haben Sie

auch den Schinken schon zerschnitten. Sie haben mich gepflegt und verwöhnt und mir all die Wochen über erst gezeigt, wie glücklich man im Leben sein kann. Eine liebevolle Hand ist das, was man im Leben am meisten braucht. Aber setzen Sie das Teezeug erst hin . . . Und nun geben Sie mir Ihre liebe kleine Hand, denn es ist eine kleine Hand, und treten Sie hierher mit mir ans Fenster und sehen Sie mit mir auf das Bild da, das Gewöl, das am Mond vorüberzieht und sich wieder aufhellt im Vorüberziehen. Es läßt sich vielleicht ausdeuten, aber ich mag es nicht, und auch ohne das, nur angesichts dieses Bildes frage ich Sie, ob ich Ihre liebe kleine Hand auch noch weiter behalten darf, lange noch — ein Leben lang.“

Sie gab nicht unmittelbar Antwort und beschäftigte sich viel mehr damit, das Mouleau herunterzulassen. Dann faßte sie ihn sachte beim Arm, führte ihn vom Fenster her bis an das hochlehniige Sofa zurück und sagte, während sie sich auf die andere Seite des Tisches stellte und beide Hände auf die Kante legte: „Sie sind noch so angegriffen, ich höre es an Ihrer Stimme, darin noch die Krankheit zittert, und daran, daß Sie gerade den Mond in unser Gespräch gezogen haben . . . Ach, Herr Großmann, der Mond ist nichts für Sie, Sie brauchen Sonne . . . Sonne gibt mehr Kraft.“

„Das mag schon sein, aber das ist keine Antwort, Fräulein Thilde. Sie sollen nur ja' oder nein' sagen.“

„Nun denn — Ja. Trotzdem es noch lange dauern wird, bis es dahin kommen kann . . .“

„Auf dem alten Weg, ja. Aber es gibt auch neue Wege.“ Sie lächelte fragend: „Nybinski-Wege?“

Hugo schwieg, weil sie seine Gedanken erraten hatte.

„Nein, davon darfst du nicht reden, dann nehme ich mein Ja' gleich wieder zurück. Ich will nicht in der Welt herumziehen und dir die Königsmäntel zurechtschneiden. Ich bin fürs Ernste, fürs Hergebrachte und auch für Religion, nicht bloß für Standesamt. Alles, meine ich, muß seinen Zweck haben. Ich rechne darauf, daß du mir durch Arbeit den Beweis deiner Liebe gibst. Erst das Examen. Das andere findet sich. Dafür will ich schon sorgen . . . Aber nun komm', daß wir's Mutter sagen. Oder nein, heute lieber nicht. Du bist noch nicht fest genug auf den Füßen, ich werde es ihr selbst sagen, heute abend im Bett, und morgen früh kommst du dann. Ob sie sich freut, weiß ich nicht, aber ja' wird sie schon sagen.“

Sie stellte die kleine Teekanne vor ihn hin, und was sonst noch auf dem Tablett stand. Als sie alles geordnet und die Decke gerade gezupft hatte, nahm sie das Tablett unter den linken Arm, bückte sich zu ihm und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. Er wollte sie, vielleicht in unflarer Vorstellung von Bräutigamsrecht und -pflicht, festhalten und einen Sturm auf ihre schmalen Lippen versuchen, aber sie entwand sich ihm. An der Tür legte sie den Zeigefinger an die Lippen und nickte ihm noch einmal zu.

Das geplante Bettgespräch hatte stattgefunden und war unter Vermeidung aller Umschweife mit dem Satz begonnen worden: „Mutter, weißt du was?“

„Was denn, Thilde?“

„Ich habe mich mit ihm verlobt.“

Die Alte richtete sich auf wie ein Gespenst, sah Thilde an und sagte dann: „Jott, was soll nu aus mir werden?“

„Gar nichts, Mutter, du bleibst, was du bist, und ein Eßer ist weniger. Und wenn du was brauchst, dann schicke ich es dir.“

„Ja, kann er denn — hat er denn was?“

„Noch nicht, Mutter. Aber wenn ich ihn bloß erst habe, so richtig verlobt vor Gott und Menschen, dann wird es schon werden. Er sieht ja doch aus wie auf der Kanzel, und so einer kommt immer an. Ich werde ihn schon anbringen.“

„Und wirklich verlobt und nicht bloß so gesagt, und nachher sitzt du da, wie so ganz, ganz arme und unglückliche Mädchen dasigen . . .“

„Mutter, was du nur immer denkst! Vater hat doch gesagt: Thilde, halte dich propper', und hab' ich etwa nicht?“

Und nun kommst du immer mit solchen Geschichten. Oder denkst du wirklich, daß ich so dumm bin? Er wollte mir schon einen Kuß geben und war sehr stürmisch, weil er noch krank ist, aber ich habe ihn in seine Schranken zurückgewiesen.“

„Das ist recht, Thildchen. Und wann denkst du denn, daß es ins Blatt kommt, oder soll es ganz stille und verborgen bleiben? Es ist doch immer besser, andere wissen es auch. Dann geniert er sich mehr, wenn er sich vielleicht noch anders befinnt.“

„Ach, anders befinnt. Er darf sich nicht anders befinnen, und er wird auch nicht, und er will auch nicht. Er wird nun morgen früh bei dir anfragen, und da mußt du was Gutes sagen und nicht so klein und ängstlich sein, und er muß sehen, daß wir nicht auf ihn gewartet haben.“

„Ja, da hast du recht, aber was soll ich sagen? Du mußt mir was zurecht machen, was paßt.“

„Das geht nicht, Mutter. Dann verschnappst du dich und sagst es an der unrichtigen Stelle.“

„Ja, das ist möglich. Na, dann werde ich bloß sagen: Gott sei mit dir.“

„Das ist genug, aber du darfst ihn nicht gleich du' nennen. Du' kommt erst, wenn es drin gestanden hat und wir richtig Verlobung gefeiert haben. Ich denke so Heiligabend. Unterm Christbaum, das habe ich mir immer gewünscht. Das hat dann so seinen Schick und ist auch so 'n bißchen wie kirchliche Handlung. Und ist schon so 'n Vorgeschmack, das heißt, ich meine von der Trauung, denn bei dir muß man sich immer vorsichtig ausdrücken, du denkst gleich . . .“

Am nächsten Morgen hielt Hugo richtig um Thildens Hand an, und die Alte sagte gar nichts, sondern nickte nur immer und streichelte Hugos Hand. Das war auch das allerbeste. Dann zog sich Hugo wieder in sein Zimmer zurück, und er sah nun Thilde fast weniger als sonst. Wenn es irgend ging, wurde die Nuntischen vorgeschoben. Allerdings war dies mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil gerade sogenanntes Matschwetter war, was die Nuntischen in ihrer Erscheinung auf das niedrigste Maß des Möglichen herabdrückte. Für eine reine Schürze war zwar immer gesorgt, und den Kleidenput, mit dem sie wie verwachsen war, mußte sie abnehmen, aber man konnte nicht sagen, daß das viel half. Ganz im Gegenteil, weil die Mannstiefel, die die Nuntischen bei solchem Wetter trug, in einem beleidigenden Gegensatz zu der weißen Schürze standen.

All das entging Thilden nicht, aber sie hatte nicht Zeit, sich mit diesen verhältnismäßig geringfügigen Dingen zu beschäftigen, da die heranrückende Verlobung unterm Christbaum (es waren nur noch vier Tage) sie ganz in Anspruch nahm. Eine kleine Gesellschaft sollte gegeben werden, aber wie sie zusammensetzen? Einen Augenblick war an Schulzens und auch an Frau Leutnant Petermann nebenan gedacht worden, deren Mann schon 1849 im badischen Aufstand gefallen war. Aber Thilde ließ beide Pläne wieder fallen. Schulzens waren zu reich und konnten denken, man wolle was von ihnen oder wolle sich mit ihnen wichtig tun, und so stand es doch noch lange nicht. Und die Petermann war wohl arm genug, aber sie hatte so was Schnippisches und sprach so gebildet, weil sie früher Schneiderin gewesen war, was nun keiner merken sollte.

Kurzum, Thilde sah ein, daß aus dem Kreis eigener Bekanntschaft niemand recht zu wählen sei, und einigte sich in einem Gespräch mit Hugo dahin, daß nur ein Better Hugos, ein sonderbares altes Genie, das zwischen Maurerpolier und Architekt stand und seit einundzwanzig Jahren der Freund einer Witwe war (ein Umstand, der über sein Leben entschieden hatte), geladen werden sollte. Dieser auf geistige Getränke gestellte Better, von dem Hugo zu kalauern pflegte, daß seine Verwandtschaft zu Karoline Pichler näher sei als zu den Großmanns, paßte gut, weil er kein Spielverberber war. Außerdem mußte natürlich Nybinski geladen werden. Gegen zehn wolle dann Thilde — dies war ein von ihr gestelltes, frühere Beschlüsse halb aufhebendes Amendement — zu Schulzens

runtergehen und sich als Braut vorstellen und daran die bescheidene Frage knüpfen, ob Herr Rat und Frau Rätin vielleicht auch eine Viertelstunde ihnen schenken und sich von ihrem Glück überzeugen wollten. In der Ausführung dieses letzteren Planes war der alte Mähring beinahe mehr gelegen als an der Verlobung selbst. Ein Wirt blieb doch immer die Hauptsache. Das mit dem Bräutigam konnte doch am Ende nichts sein, aber das mit Schulzens, das war immer was.

Das Billett an Rybinski schrieb natürlich Hugo. Rybinski kam und sagte zu, vorausgesetzt, daß er seine Braut mitbringen dürfe.

„Deine Braut?“ wunderte sich Hugo; „bist du denn verlobt?“

„O ja, schon seit meinem Debüt, und wir sind sehr d'accord. Aber natürlich kann so was auch wieder zurückgehen, und wenn du mal so was hören solltest . . .“

„Ach so, ich verstehe schon. Ich darf sie doch als deine Braut vorstellen.“

„Ich muß sogar sehr darum bitten.“

Der Vierundzwanzigste kam und ging. Die Verlobung war proklamiert worden, und die sechs Menschen, aus denen die ganze Gesellschaft bestand, waren ausnahmslos sehr vergnügt gewesen. Eine halbe Stunde lang sogar Schulke, der auf Thildens Aufforderung in einer gewissen Paschalaune, sein Volk beglückend, in der kleinen Mähringschen Wohnung erschienen war: zurückhaltend in bezug auf alles, was an Speise und Trank aufgetragen wurde, aber desto intimer mit Rybinskis Braut. Rybinski selbst lachte dazu, versicherte dann und wann, daß er sich mit dem Rechnungsrat über das Schnupftuch schießen müsse, weil ihm ein derartiger Eingriff in geheiligte Rechte überhaupt noch nicht vorgekommen sei, und versprach schließlich, beim Rat und der Rätin seine Visite zu machen, spätestens zu Neujahr, aber ohne Braut.

„Man kann doch nicht wissen, wie sich die Frau Rätin dazu stellt“, flüsterte er seinem neuen Freund zu. Und Schulke zwinkerte.

Den Toast auf das Brautpaar brachte der Better Architekt aus. Man werde nicht überrascht sein, wenn er seinerseits als ein Mann des Baus auch die Ehe, als deren Vorhammer die Verlobung anzusehen sei, wenn er auch die Ehe als einen Bau betrachte. „Das Fundament, meine Herrschaften, ist die Liebe. Daß wir diese hier haben, ist erwiesen, und der Mörtel, der bis in alle Ewigkeit den Bau zusammenhält, das ist die Treue.“

Schulke nickte, Rybinski rief „Bravo!“ und drohte seiner neben Schulke stehenden Braut mit dem Finger, worauf er mit der geballten Hand eine Stichebewegung machte, als müsse Schulke erdolt auf dem Platz bleiben. Der Better Architekt aber fuhr fort: „Der Mörtel“, sage ich. Aber auch der bestgefügte Bau, bei den Erschütterungen, die das Leben mit sich bringt, bedarf noch der Stützen und Klammern, und diese Klammern und Stützen, das sind die Freunde, das sind wir. Auch Buß und Schmutz hat ein gutes Haus, und in seinen Nischen sehen wir gern allerhand liebe, kleine Gestalten gestellt, Putti' sagen die Italiener, Putten sagen wir selbst. Ich weiß, ich greife vor, aber in dieser heiteren Stunde wird auch ein heiterer Blick in die Zukunft gestattet sein. Es lebe das Brautpaar, es lebe das Haus, das die Ehe bedeutet, es lebe die Zukunft, es leben die Putten!“

Rybinski umarmte den Redner und sprach etwas von dem geheimnisvollen Reiz der angeborenen oratorischen Begabung. Sie sei wie ein Quikborn: ein Schlag mit dem Pegasushuf, und die Quelle springe. „Gefegnet die, die diesen Huf besitzen!“

Erst gegen Mitternacht ging man auseinander, und die Tochter der alten Runtzen, eine schmutze Person, die an einen Bahnhofsgepäckträger verheiratet war, und die schon beim Mantelabnehmen und dann beim Mohnpilenpräsentieren die Bedienung gemacht hatte, begleitete die Herrschaften hinunter. Selbst Schulke nützte seine Sonderstellung nicht aus und gab ihr, als er auf dem ersten Treppenabsatz in seine Wohnung abshwenkte, ein Trinfgeld. Alle benahmen sich in dieser Beziehung sehr

anständig, und oben angekommen, teilten die alte und die junge Runtzen die Beute, was wieder von der jungen Runtzen sehr anständig war. Die Alte war aber über die ganze Aushilfe sehr verstimmt und schien mit dieser Hälfte nicht zufrieden zu sein, die eben die Hälfte und nicht das Ganze war.

„Du hast es doch nicht so nötig, Ulrike“, sagte sie.

„Ja, Mutter, du kannst doch nicht runterleuchten mit deinem einen Auge. Erst fälltst du, und dann fallen im Dunkeln die andern auch. Du vergißt immer das mit das eine Auge. Und manche graulen sich auch. Und was denkst du bloß. Glaubst du denn, daß der alte Schulke sich so honorig gemacht hätte, wenn du runtergeleuchtet hättest? Ich sage dir, der sieht sich seine Leute ordentlich an.“

Mutter und Tochter saßen noch lange in ihrem Bett auf. Es gab viel zu sprechen. Für die Alte war Schulke die Hauptperson, er habe doch feiner gewirkt als die andern, und man hätte doch merken können: der hat's. „Es gibt einem doch so ein Gefühl, un' das hat er.“

„Ach Mutter, du verstehst ja so was nicht. Schulke war der einzige, der in die Gesellschaft nicht paßte. Von uns will ich nicht reden, aber die andern! Ja, das waren ja lauter feine Herren, alle studiert und Kunst dazu. Der Better auch, denn wer so was baut, das ist auch 'ne Kunst. Und nur von Putten hätt' er nicht sprechen sollen. Aber daran siehst du es gerade: feine Leute, die sind so, die behandeln all so was spielerig und lassen immer — wie unser Doktor Stubbe sagte — den rechten Ernst vermissen. Aber es kommt doch immer so was raus, was nicht jeder sagen kann . . . Und nun Schulke! Ja, du mein Gott, wenn er nicht so sonderbares Zeug zu Rybinskis Braut gesagt hätte, so hätte er so gut wie gar nichts gesagt. Und dann war es auch nicht fein, daß er gar nichts nahm, und is' bloß Tuerei. Sehr viel Gutes kriegt er unten auch nicht. Aber du hast seine großen Manschettenknöpfe immer angesehen und die zwei Steine vorn im Chemisett, und weil er Wirt ist, so denkst du, es war was Feines. Ich habe ihn auch nur 'raufgeholt, weil du doch nun mit ihm durchkommen mußt, wenn ich mal weggehe.“

„Na, wann denkst du denn?“

„Ich denke mir so zu Johanni.“

„Hast du denn schon was?“

„Nein, noch nicht. Mutter. Aber ich werde es nun in die Hand nehmen. Morgen und übermorgen sind Feiertage, da kommt keine Zeitung, aber den dritten Feiertag abends, da steht es drin. Und Verlobung haben wir nun gehabt, und nun ist die Reihe an mir, nun werde ich es in die Hand nehmen.“

Die alte Runtzen hatte sich schließlich beruhigt und gab zu, daß Ulrike sehr anständig gehandelt habe. Sie hätte ihr ja auch gar nichts geben oder wenigstens mogeln können, aber daran war gar nicht zu denken, dazu war es viel zu viel.

„Überhaupt, es is' eigentlich ein gutes Kind, un' bloß daß sie sich ein bißchen ziert und mit die Augen so schmeißt. Na, jung is' sie und dazu die schönen blonden Haare. Runtz war schwarz, und ich erst recht. Sie hießen mich immer die Schwarze. Es muß aber doch so Bestimmung gewesen sein.“

In dieser Richtung gingen die Gedanken der alten Frau, das Veröhnliche herrschte vor, aber wenn sie auch verbittert gewesen wäre, so hätte diese Verbitterung nicht anhalten können, weil sie vom frühen Morgen des andern Tags an ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit im ganzen übrigen Haus und in der Nachbarschaft war. Jeder wollte was wissen, und wohin sie kam, wollte man hören, wie die Verlobung gewesen wäre. Zu begreifen war es ja eigentlich nicht, darin waren alle einig. Solch feiner Herr und ein Studierter und nu' diese Thilde mit ihrem gelben Teint. Und des Morgens mußte sie reinmachen und ausgießen und nun doch Braut, und ehe Gott den Schaden besieht, stieft



„Ausgeschlafen?“

Gemälde von Alfred Schwarz.

sie da mit Atlas und Myrte. So hieß es bei den Portiersleuten und namentlich im Keller nebenan, wo sie Sellerie, Petroleum und Semmel zum Frühstück holte.

Zuletzt kam sie zu Frau Leutnant Petermann, und hier erst, weil diese wegen eines Unfalls am Abend vorher noch im Bett lag, blühte ihr Weizen.

„Gott, Frau Leutnant, Sie liegen noch? Was is' denn los?“

„Ach, Kunttschen, jetzt geht es ja wieder, aber bis vier habe ich kein Auge zugetan. Solch furchtbare Schmerzen. . . Der halbe Backzahn ist weg.“

„Na, aber wie denn?“

„Ja, wie das so geht. Da hatte ich mir nun das Bäumchen angesteckt und sein Bild darunter gestellt und wollte seine Briefe noch mal lesen, das heißt, bloß die ersten, wo er noch wie rappelig war. Er war so. Und als ich da nun so sitze und lese und mir den Teller 'ranrücke und zu knabbern anfang, erst ein kleines Marzipanherz und dann eine Pfeffernuß und dann ein Stück Steinpflaster, da beiß' ich in das Steinpflaster 'rein, gerad' an eine Mandelstelle, und da sitzt nu gerade ein Stück Mandelschale, was man ja nicht sehen kann, weil alles die gleiche Farbe hat, und weil ich scharf zubiß, war der halbe Zahn weg.“

„Und mit 'runtergeschluckt?“

„Nein, so weit kam es gar nicht. Ein Glück, daß ich warmes Wasser im Ofen hatte. Da habe ich dann gespült und gespült, und nun hat es sich beruhigt. Aber nun sagen Sie, Kunttschen, wie war es eigentlich? Setzen Sie sich auf den Rohrstuhl, aber nicht zu nah da neben den Ofen, ein bißchen Wärme wird er wohl noch haben.“

„Gott, Frau Leutnant, wie soll es gewesen sein. Sehr fein war es. Rechnungsrat Schulke war auch da.“

„Mit ihr?“

„Nein, ohne.“

„Na, das kommt' ich mir denken. Er nimmt es nicht so genau, die Kätin aber, die hält auf sich wie alle Frauen. Und wer war denn noch da?“

„Ja, die Namens weiß ich nicht, Frau Leutnant, bloß eine Braut war noch da, die sie Fräulein Bella nannten, und alle

sehr drum rum, weil sie sehr hübsch war. Schulke fand es auch. Und was denken Sie wohl, was sie meiner Ulrike gegeben hat, die war nämlich auch mit da und mußte 'runter leuchten.“

„Ja, wer will das sagen, Damen geben doch nie Trinkgeld.“

„Ja, die gab aber, einen Taler hat sie ihr spendiert.“

„Ach, Unfimm.“

„Aee, Frau Leutnant, es is so, Ulrike hat mir alles erzählt und wird doch nicht mehr gesagt haben, weil sie mit mir teilen mußte. Das heißt, müssen war es eigentlich nicht. Das Fräulein also sagte: 'Hans, gib mir mal das Portemonnaie', und dann nahm sie's 'raus und sagte: 'Wir berechnen uns morgen.' Und es ist nur schade, daß es Schulke nicht mehr hörte, oder vielleicht war es auch ganz gut. Er war schon vorher ganz weg, und es war besser, daß er allein gekommen war.“

„Und wie war denn die Braut, was hatte sie an?“

„Sie hatte ihr braunes Merino an mit lila Einfas.“

„Und war wohl eine große Zärtlichkeit? Solche wie Fräulein Thilde, wenn's da mal kommt, die sind immer sehr zärtlich.“

„Nicht, daß ich sagen könnte, Frau Leutnant. Ich habe nichts gesehen, und die Wohnung ist so, daß man eigentlich alles sehen muß. Alles offen wie aufs Tempelhofer Feld und kein Vorhang und keine Schirme. Und Lichter waren überall zu finden. Thilde war auch immer bloß um die Schüsseln herum und präsentierte, wenn Ulrike nicht da war, und Herr Hugo, was der Bräutigam ist, der stand immer so da, und als ein älterer Herr, aber noch nicht so altlich wie Schulke, das Brautpaar leben ließ, da sah er so verfligt aus, als wenn er nicht so recht zufrieden wäre.“

„Kann ich mir denken.“

„Der eigentlich bloß, als ob er gar nicht so recht mit dabei wäre und wäre ganz wo anders. Vielleicht ist das noch so von seiner Krankheit, denn ein bißchen spact sieht er noch aus. Oder vielleicht ist es auch nicht ganz richtig mit ihm?“

„Das ist es, Kunttschen. Es ist nicht ganz richtig mit ihm. Und wenn Sie gehen, nehmen Sie sich das Steinpflaster mit, das noch neben dem Baum liegt, aber sehen Sie sich vor damit.“

„Ach, Frau Leutnant, bei mir ist es nicht mehr ängstlich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Automobil und Automobilismus.

Von L. Wid.

Seit der Erfindung der Dampfmaschine durch Watt, die wir mit einiger Ungenauigkeit in das Jahr 1775 setzen wollen, schenkt uns die Technik so etwa alle 25 Jahre eine große Erfindung, die auf Technik und Gewerbe und damit auf die ganze Menschheit einen tiefgehenden Einfluß ausübt. So entsprang der Erfindung Watts das Dampfschiff, dessen Geburtsjahr wir auf 1800 festsetzen wollen; ist es auch nicht ganz genau, so paßt es sich doch mit geringem Zwang in unsere Regel ein. Dann kamen, wieder mit etwas Willkür gesetzt, 1825 die Eisenbahn, 1850 der Telegraph in ihrer praktischen Anwendung, 1875 die Dynamomaschine in ihrer brauchbaren Form, und 1900 begann das Automobil seinen Siegeslauf.

Das Automobil! Es gibt eine Menge Leute, vielleicht auch manche Leser, die unter dem Eindruck der Wirklichkeit diesem modernsten Fahrzeug alles andere zugestehen werden als eine große Bedeutung für die Kultur der Menschheit und darin, wenn sie etwas heftiger Gemütsart sind, nur einen schlechten Biß des Satans erblicken. Nun ja! Das junge Gebilde ist noch stark in den Flegeljahren, und es hat sich durch allerhand unliebame Streiche das Wohlwollen mancher braven Menschen verschert. Es staubt, es stinkt, es fährt Hühner und Hunde und — wir müssen es leider zugeben — auch Menschen tot. Aber alle diese Tatsachen verblaffen vor der andern, daß es da ist. Es hat — zugegeben — eine freche Wirklichkeit, aber es hat eine Wirklichkeit, und diese Tatsache ist

zumal bei einer Erfindung von einer Bedeutung, die man weder durch Worte noch durch Taten fortzuschaffen kann.

Es wird also nicht anders gehen: wir werden uns mit dem Automobil abfinden müssen. Denn nun, da es einmal da ist, bleibt es auch und breitet sich mit einer fast faninchenhaften Fruchtbarkeit und einer herzerfreuenden Unverfrorenheit aus. Und das hat seine zwei Gründe. Der eine ist, daß es die Sportlust in höchstem Maß anregt und befriedigt. Der Sport selbst wächst aber von Jahr zu Jahr, und diese Bewegung läßt sich nicht mehr eindämmen. Der andere Grund wird manchem besser gefallen: das Automobil hat tatsächlich eine ungeheure Bedeutung für den Verkehr, und wenn dieser heute auch noch nicht ganz zutage tritt, so sehen ihn doch die Kenner schon deutlich hinter der Gegenwart stehen.

So wird man sich also wohl oder übel mit diesem neuen Gefährt vertragen müssen. Wir aber wollen in den nachfolgenden Zeilen darzustellen versuchen, was dieses Teufelsding eigentlich ist und bedeutet. Zunächst einige Worte über die Untugenden, die man ihm vorwirft. Man sagt, es staubt. Mit Verlaub! Das ist ungerecht. Nicht das Automobil staubt, sondern der Staub, der da ist. Die Feindschaft muß sich also gegen diesen richten, und wir müssen alles dran setzen, den Staub von unsern Straßen fortzuschaffen. Das ist möglich und wird kommen. Dann aber wird man es dem Automobil danken, daß es so energisch auf diesen Feind der Menschheit aufmerk-

jam gemacht und diese zum Kampf gegen den ekelhaften Heimtucker aufgerufen hat.

Die andere unliebsame Eigenschaft des Autos, daß es auf seiner Spur einen recht wenig angenehmen Geruch zurückläßt, ist eine Untugend. Nun ja, Jugend hat keine Tugend, und mit den wachsenden Jahren wird das Auto auch diesen Fehler ablegen. Wir verteidigen ihn nicht, schon aus dem guten Grunde nicht, weil es dem Auto selbst sehr heilsam ist, daß man ihm diesen Fehler oft und entschieden vorhält, damit es sich ihn abgewöhnt. Das ist möglich; die Techniker können es erreichen, und wir sehen nicht ein, warum man auf sie nicht drücken soll, daß sie ihren Witz zur Beseitigung dieses Übels anstrengen.

Nun aber der dritte und schwerste Vorwurf: die Gefährlichkeit des Autos. An sich ist das Automobil weniger gefährlich als der Pferdewagen, sehr einfach deswegen, weil der Wagen erheblich langsamer ist und von einem Willen, von dem des Führers, gelenkt wird, der Pferdewagen aber mindestens von zweien, denn auch der Gaul hat seinen Willen. Das Auto ist auch der Statistik nach weniger gefährlich als der Pferdewagen und in dieser Hinsicht noch sehr viel weniger, wenn man die gefahrenen Strecken mit der Unfallzahl vergleicht. Das ist sicher, und wenn sich in der Meinung des Publikums die Ansicht festgesetzt hat, das Auto sei gefährlich, so beruht dies zu einem großen Teil darauf, daß über jeden Automobilunfall in der ganzen Welt von allen Blättern getreulich berichtet wird, und zwar in übertreibender Form. Wollte man es ähnlich mit allen Pferdewagenunfällen machen, so müßten die Zeitungen alle ihre Spalten mit diesen Schreckensberichten füllen.

Aber wir geben ohne weiteres zu, daß der Gefährlichkeitsgrad des Autos noch ganz erheblich herabgedrückt werden kann, wenn die Autler es lernen wollten, mit mehr Umsicht und Rücksicht zu fahren. Wenngleich der vielbesprochene Schnelligkeitswahn eine törichte Übertreibung ist, so bleibt doch die psychologische Tatsache bestehen, daß das Automobil zu einer raschen Fahrt verleitet, weil eben diese an sich schon ein hoher Genuß ist, und daß in eben diesem Genuß der Autler oft genug die Rücksicht auf die Nebenmenschen vergißt. Das ist ein Fehler, nicht des Autos, aber des Autlers, und gegen diesen hilft nur eine strenge Selbstzucht oder, wo diese nicht ausreicht, die Strenge des Gesetzes.

Es kommt hinzu, und das beklagen die besseren Autler am meisten, daß sich in der Autlerschaft nicht durchweg vornehm denkende Menschen befinden, sondern eine ganze Menge von sittlich und gesellschaftlich minder gebildeten Leuten bis herab zum ausgesprochenen Rohling, der mit einer verabscheuenswürdigen Brutalität absichtlich Tiere totfährt und es selbst mit der Gesundheit und mit dem Leben seiner Mitmenschen nicht ängstlich nimmt. Diese Burschen sind es hauptsächlich, die das Publikum gegen die Autler aufgebracht haben, und nun muß der Gesittete für den Schädling büßen, obwohl er ganz damit einverstanden wäre, wenn der Staatsanwalt diesen fest beim Kragen nähme.

Was nun noch die Gefahr für den Autler selbst angeht, so ist sie ebenfalls nicht so groß, wie es gewöhnlich hingestellt wird. Es gibt viele Autler, die hunderttausend und mehr Kilometer gefahren sind, ohne je zu Schaden gekommen zu sein, sehr einfach deswegen, weil sie das Fahren verstehen, und weil sie vorsichtig und umsichtig fahren, weil sie ihren Wagen kennen und stets gewissenhaft nachsehen, ob alles an ihm in Richtigkeit ist. Wer das nicht tut oder anders geartet ist, für den freilich ist die rollende Maschine ganz gewiß ein gefährliches Fahrzeug. Aber das ist der Pferdewagen auch.

Das Fahren eines Automobils ist verhältnismäßig leicht erlernt, ein oder zwei Wochen genügen dafür, und darin bietet es eine geringere Schwierigkeit als das Rutschieren mit Pferden. Aber es ist nicht damit getan, daß man das Lenkrad, die Pedale und Hebel richtig zu handhaben weiß, sondern es gehört dazu, daß man alle Handgriffe verrichtet, ohne nachzudenken. Der jeweilige Fall, der sich dem Fahrer darbietet,

muß sofort, ohne sich erst lange im Bewußtsein aufzuhalten, die richtigen Handgriffe auslösen, denn die bestimmenden Umstände wechseln unaufhörlich auf der Fahrt und verlangen ohne Verzug die zweckmäßige Maßnahme. Bald tritt eine Kurve im Weg auf, bald muß ein Stein vermieden werden, bald ist auf andere Wagen oder auf Fußgänger Bedacht zu nehmen, und alles dies will schnell vorgeesehen und erledigt sein, denn der Wagen stockt nicht, wenn ein Zweifel im Geist des Führers auftritt, sondern läuft weiter, und zwar ziemlich schnell.

Mit der Kenntnis des Fahrens allein ist es also nicht getan, sondern vor allem gehört auch Übung dazu, und diese ist nicht in kurzer Zeit erworben. Es ist hier wie mit dem Sprechen einer fremden Sprache. Solange man dabei noch bewußt in seiner Muttersprache denkt und nun nach dem erworbenen Wortschatz und den grammatischen Regeln die fremde Sprache mosaikartig zusammensetzt, wird man nicht fließend sprechen können. Das kommt erst, wenn aus dem Sprechmechanismus das bewußte Denken ausgeschieden ist. So muß auch der Autler mit seinem Steuerrad und mit seinen Hebeln fließend sprechen lernen, sonst hat er im Augenblick nicht den richtigen Ausdrück für den Fall und fährt in den Graben.

Vergleichen wir nun den motorischen Wagenbetrieb mit dem Pferdebetrieb, so können wir sagen, daß es der so vielfältige Mechanismus des Autos zu einer ertaunlichen Leistungsfähigkeit und Sicherheit gebracht hat, an die der Pferdebetrieb nicht in entferntesten heranreicht. Diese Behauptung mag dem Leser etwas gewagt erscheinen. Aber dem ist so. Es gibt Tausende von Wagen, die ihre 15 000 und 20 000 Kilometer im Jahr zurücklegen, die eine Tour von 5000 Kilometern glatt erledigen. Wo wäre das Pferdegespann, das etwas derartiges zu leisten vermöchte. Also in bezug auf Leistungsfähigkeit wie auch nach der Seite der Kosten hin schlägt der Motor das Pferd, und wäre es nur darum, so könnte das Pferd in aller Kürze pensioniert werden.

Aber so ganz ist es mit dem Pferd doch noch nicht vorbei, und das zeigt sich sofort, wenn ein Wagen vom gebahnten Weg abweicht und über Acker und Wiese fahren oder gar einen Graben überqueren muß. Da wird dem Automobil schlecht, der Pferdewagen aber, obwohl auch er in schwierigem Gelände nicht sehr froh ist, überwältigt es doch. Dieser Umstand sichert dem Pferd vorläufig noch seine Bedeutung auf zwei sehr großen Gebieten: in der Landwirtschaft und im Heerwesen, und wenn auch niemand wissen kann, was die Technik der Zukunft bringen wird, so dürfen wir doch sagen, daß die Autotechnik der Gegenwart noch nicht ausreicht, um das Automobil für die Fahrt über ungebahntes, unglattes, unfestes Gelände verwendbar zu machen.

So bleibt das Automobil an die gebahnten Wege gebunden; aber hier wird es bald herrschen. Man wendet gegen diesen Satz ein, daß es für eine solche Herrschaft doch noch sehr viel billiger werden müßte, und daß selbst dann noch von keiner allgemeinen Verwendung die Rede sein könne, weil seine Handhabung zu viele technische Kenntnisse voraussetze. Den eriteren, sehr fühlbaren Übelstand bemühen sich die Autotechniker und die Fabrikanten zu beseitigen, und namentlich wird die Fabrikation im großen den Preis eines Motowagens erheblich verbilligen können. Erinnern wir nur daran, daß der Preis einer Nähmaschine, eines Fahrrads in wenigen Jahrzehnten auf etwa ein Viertel oder ein Fünftel des Anfangspreises herabgegangen ist. Was aber die Kunst in der Behandlung angeht, so kommen auch da die Gemüter zusammen. Der Techniker sorgt dafür, daß sich die Behandlung vereinfacht, und von der andern Seite her unterstützt ihn der Verbraucher, indem er sich mit der Mechanik des Autos mehr und mehr anfreundet. Auch dafür finden wir treffende Beispiele in der Geschichte der Technik, und wir wollen nun daran erinnern, daß ebenso vor vierzig und fünfzig Jahren die Bauern nicht an die landwirtschaftlichen Maschinen heranwollten, weil sie ihnen zu künstlich waren und darum erheblich weniger vertrauenswürdig erschienen als der Dreschlegel und das Butterfaß. Hätten es ihnen ihre Vorfahren übermittelt, so hätten

sie gewußt, daß auch Dreschflügel und Butterfaß einstmals nur schwer Eingang finden konnten, weil sie den damaligen Bauern zu künstlich erschienen. Wir müssen hier eben berücksichtigen, daß die technische Bildung der Völker zunimmt, und wie vor tausend Jahren als Gelehrter galt, wer mühsam lesen und vielleicht gar Buchstaben malen konnte, was heute jedes Bauernkind von acht Jahren schon viel besser versteht, so erscheint heute der Menge eine elementare technische Kenntnis schon ungeheuerlich, die in dreißig Jahren Gemeingut der Völker sein wird.

Daher halten wir es keineswegs für etwas Unerreichbares, daß in zwei oder drei Jahrzehnten der Bauer sein Gemüse im Automobil zum Markt fährt, sofern es dann überhaupt noch Wochenmärkte gibt. Zurzeit ist der Landmann dem Auto noch gram, weil es ihm seine Hühner totfährt, die die Dorfstraße für ihren Tummelplatz ansehen. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß der steigende Haß gegen das Neue eines Tags seinen Gipfel erreicht und dann in sein Gegenteil überkippt, und so sieht der Autotechniker auch im Landmann einen Kunden der Zukunft.

Nun noch ein Wort über die Autorennen. Die große Menge heißt sie einen groben Unfug. Ist aber irgendwo ein großes Rennen, so strömt die Menschheit in hellen Haufen hinaus, sich das interessante Schauspiel anzusehen. Der Wert des Rennens als Schauspiel steht also bombenfest; aber ihr anderweitiger Nutzen und Zweck werden meistens schnöde verkannt. Man will in ihnen nichts weiter erblicken als einen halbsbrecherischen Sport der reichen Leute, ein prozenhaftes Vergnügen, und was man sonst an schönen Bezeichnungen erfunden hat. Aber das ist eine Ansicht im Hahnenhorizont.

Im Wahrheit bedeuten die Rennen etwas ganz anderes: sie haben einen ähnlichen Zweck wie die Pferderennen. Diese werden zur Prüfung der Pferde und zur Hebung der Zucht veranstaltet. Der Sport und das bunte Drum und Dran sind dabei nur die Mittel, durch die solche nützlichen Veranstaltungen ermöglicht werden. Ebenso bei den Autorennen, die der gegenseitigen Ausprobung der neu geschaffenen Konstruktionen dienen. Wären keine Rennen und Preisfahrten, so fehlte der Technik der kräftigste Ansporn für Verbesserung der Konstruktionen, und ganz sicher hätte sich die Autotechnik nicht so überraschend schnell entwickelt, wenn nicht die großen Rennen veranstaltet worden wären. Denn diese sind die schärfste Probe für den Wert einer neuen Verbesserung, weil sie ganz gewaltige Anforderungen an die Maschinerie und an das Material stellen. So haben die Fabrikanten, von der gegenseitigen Eifersucht angetrieben, auf immer neue Vollkommungen zu sinnen, um einander in den Rennen zu überbieten, und der gute Erfolg dieses starken Wettbewerbs ist nicht ausgeblieben.

Wir haben hier bei den Lesern, die wohl zum größten Teil Nichtautomobilisten sind, für den Automobilmus ge-sprochen, um sie durch die sachliche Aufklärung mit dem Auto zu versöhnen, wenn sie ihm gram sind und, wenn sie seine Freunde sind, ihnen den Wert und die Bedeutung des Autos näherzubringen. Zu den Autlern aber, die unter ihnen sind, mag das Wort gesagt sein: Vorsicht, Umsicht, Rücksicht! Wenn dann von hüben und drüben die Ansichten und das Verhalten zusammenkommen, dann wird der üble Geruch, in dem das Automobil steht, bald verschwinden.

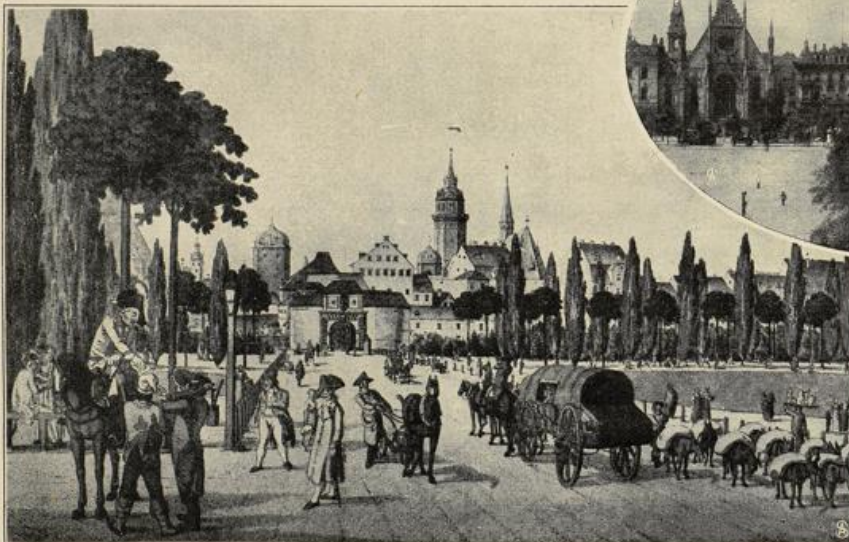
## Leipzig einst und jetzt.

Von Prof. Dr. G. Wustmann.

Vor mir liegt das Leipziger Adreßbuch vom Jahr 1866. Damals gab es in Leipzig 2 Gymnasien, 1 Realschule (jetzt Realgymnasium), 5 Bürgerschulen, 2 Armenschulen (so nannte man damals noch die jetzigen Bezirksschulen) und — 5 Apotheken. Ich greife gerade die Schulen und die Apotheken heraus, weil sie in der Regel einen ziemlich sicheren Maßstab für die Größe einer Stadt abgeben. Die Einwohnerzahl steuerte auf die 100 000 los; man sprach damals in Leipzig viel von der „werdenden Großstadt“.

Gegenwärtig, 1906, hat die Stadt 4 Gymnasien, 1 Realgymnasium, 4 Realschulen, 1 Gewerbeschule, 1 höhere Mädchenschule (eine zweite ist im Entstehen begriffen), 17 Bürgerschulen, 31 Bezirksschulen, 5 Fortbildungsschulen,

Das Grimmaische Tor heute.



Das alte Grimmaische Tor.



darunter auch eine für Mädchen, und — 37 Apotheken. Die Einwohnerzahl Leipzigs betrug bei der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1905 503 637 Seelen. Schon bei der Zählung im Jahr 1900 war Leipzig die viertgrößte Stadt des Deutschen Reichs; über ihm standen nur Berlin, Hamburg und München. — Welch ein Wachstum in der kurzen Zeit von vierzig Jahren!



Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß Leipzig in den drei Jahren vom 1. Januar 1889 bis zum 1. Januar 1892 17 Vororte, ehemalige Dörfer, in sich aufgenommen hat. Bei der letzten Volkszählung ist es an die fünfte Stelle gerückt, weil nun wieder Dresden durch große Einverleibungen Leipzig (und Breslau) überflügelt hat.

Kein Zweifel, daß das riesige Anwachsen unserer Großstädte in erster Linie mit ihrer Umgestaltung in wirtschaftlicher Beziehung zusammenhängt. Daß Leipzig schon seit alter Zeit wegen seiner Messen ein wichtiger Handelsplatz gewesen ist, ist wohl allbekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß es schon im 18. Jahrhundert auch große Fabriken gehabt hat, wo namentlich Modewaren der Zeit, wie kostbare Kleiderstoffe, Gold- und Silberdrahtgespinnste usw., hergestellt wurden. Im 19. Jahrhundert haben zwar die Messen infolge der Veränderung der Verkehrsmittel allmählich ihre frühere Bedeutung verloren, sie sind auf die Stufe bloßer Jahrmärkte herabgesunken. Dagegen ist Leipzig immer mehr Industrie- und Fabrikstadt geworden. Schon 1849 war es die zweite Fabrikstadt des industriereichen Sachsens, nur von Chemnitz übertroffen. Heute übertrifft das Leipziger Fabrikwesen an Umfang das Dresdner wie das Chemnitzer. Daneben hat sich auch der Handel entsprechend gesteigert. Schon 1895 betrug das steuerpflichtige Einkommen von Handel und Gewerbe in Leipzig mehr als den fünften Teil des Betrags im ganzen Königreich Sachsen und nicht viel weniger als der von Dresden und Chemnitz zusammen. Aber auch die Leipziger Messen haben sich seit etwa zwölf Jahren wieder bedeutend gehoben, wenn auch nur in einer bestimmten einzelnen Richtung, nämlich als Musterlagerverkehr.

Nimmt man hinzu, daß auch die Leipziger Universität in den letzten Jahrzehnten einen großartigen Aufschwung genommen hat, aus einer Landesuniversität immer mehr zu einer Hochschule, die Weltruhm genießt, geworden ist, daß Leipzig ferner seit 1879 der Sitz des Deutschen Reichsgerichts ist, daß endlich mit dem Wachstum der Stadt auch das Selbstgefühl der Bürgerschaft und der Tätigkeitskreis wie die Repräsentationspflicht der städtischen Verwaltung bedeutend gewachsen ist, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß auch mit dem äußeren Stadtbild gewaltige Veränderungen vorgegangen sind. Zum Teil sind das ja solche, wie sie in jeder großen Stadt fortwährend vorgehen, indem bald hier, bald da ein altes Haus abgebrochen und durch ein neues ersetzt wird; jede große Stadt ist ja in dieser Weise in einem unaufhaltbaren Häutungs- und Verjüngungsprozeß begriffen.

In Leipzig ist aber doch diese Umgestaltung durch das Zusammenwirken der geschilderten Umstände so beschleunigt und gesteigert worden, daß man sagen kann: in seinem ältesten Kern und noch mehr in den ältesten Teilen seiner Vorstädte ist Leipzig beinahe eine neue Stadt geworden.

Am eindringlichsten wird uns diese Umgestaltung vor Augen geführt, wenn wir, dem Beispiel der Vorfahren folgend, die schon vor zweihundert Jahren gern „uns Tor“, d. h. rings um die Stadt spazierten, auf dem bequemen Promenadenweg, der sich jetzt um die ganze innere Stadt zieht, einen Gang um das alte Leipzig machen. Beginnen wir damit an der Stelle des ehemaligen Haupttores, des Grimmaischen.

Leipzig war in alter Zeit Festung. Reste seines ehemaligen Festungscharakters, Mauer und Graben, Bastionen, Türme und Tore, sind noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein erhalten gewesen. Den bedeutendsten Rest, die alte Pleißenburg, 1549 bis 1569 von Hieronymus Lotter erbaut, haben wir erst vor wenigen Jahren (1897) fallen sehen. Den Stadtgraben aber hat man schon im 18. Jahrhundert zum Teil ausgefüllt und Gärten darauf angelegt, zwischen 1820 und 1840 wurde auch die Stadtmauer an verschiedenen Stellen geöffnet, die Torgebäude abgebrochen. Die Folge davon war eine Art von Umstülpung der alten Stadt. Die Stadt hatte bisher den Vorstädten gleichsam den Rücken zugekehrt und in sich hineingeblüht. Jetzt wurde das, was bisher Rücken gewesen war, zum Antlitz, und nun blickte sie hinaus auf die wachsenden Vorstädte. Das glänzendste Beispiel dafür bietet die Umgestaltung, die mit dem Platz vor dem Grimmaischen Tor vorgegangen ist (Abb. S. 1012).

Das Tor mit seinem Turm wurde 1835 abgebrochen, und an der Stelle des Turms entstand das stattliche Eckhaus der Grimmaischen Straße, worin das Café français errichtet wurde, auf dessen Vorbau wohl jeder Fremde, der Leipzig im Sommer besucht hat, einmal gesessen hat, um sich an dem Anblick des Augustusplatzes zu erfreuen.

Seinen Namen hat der Platz seit 1839. Aber ein Leipziger von damals würde ihn heute kaum wiedererkennen. Zwar stand schon damals an der Westseite das Augusteum, das Hauptgebäude der Universität, an der Ostseite die Hauptpost, aber das waren schlechte, schmucklose Bauten. Erst 1858 kam an der Südseite das Städtische Museum hinzu, 1868 an der Nordseite, wo vorher der zu den ältesten Leipziger Promenadenanlagen gehörige „Schneckenberg“ gestanden hatte, das Neue Theater. In neuerer Zeit sind aber alle diese Gebäude — nur das Theater nicht, das schon bei seiner Er-



Schwanenteich und Schneckenberg (früher).



Schwanenteich und Neues Theater (heute).

bauung einen großstädtischeren Zuschnitt erhalten hatte — gänzlich umgebaut und dabei dem gesteigerten Verlangen der Gegenwart nach kräftigerer architektonischer Wirkung und reichem figürlichen und ornamentalen Schmuck angepaßt worden. Zugleich mit dem Augusteum wurde auch die Universitätskirche, die alte Paulinerkirche, einer vollständigen Erneuerung unterzogen, wobei die am Augustusplatz liegende Rückseite, an der im 16. Jahrhundert noch die Chorapsis lag, zur

1887 erbaute neue Börse. An der Nordwestecke kommen wir an dem ehemaligen „Reithall“ vorüber, der jetzt als Vorratsraum für Theaterrequisiten dient, an das 1817 erbaute „Alte Theater“, das aber in neuerer Zeit auch wiederholt durch Umbauten und Anbauten verändert worden ist. Dagegen ist das ehemals hinter dem Theater gelegene Reithaus aus der Zeit Augustus des Starken schon 1868 abgebrochen worden; an seiner Stelle steht jetzt das stattliche Gebäude der Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft.

Auch der Töpfermarkt und gegenüber der Fleischerey an der Westseite der Stadt gemahnen, abgesehen von einzelnen Neubauten, wie dem Feuerwehredepot, noch einigermaßen an die alte Zeit. Von der Matthäikirche an aber (früher Barfüßerkirche) und ihrer Umgebung bis an die Thomaskirche und darüber hinaus führt unser Weg durch einen Teil des Promenadenrings, der gerade jetzt in völliger Umbildung begriffen ist. Der Anfang dazu wurde schon gemacht, als 1872 die eben gegründete „Immobilien-Gesellschaft“



Das Georgenhaus an der Ecke des Brühls und der Promenade (früher).

Fassade umgetäuscht wurde. So ist nun der Platz jetzt unzweifelhaft einer der schönsten deutschen Stadtplätze geworden.

Wenden wir uns nun nach links am „Schwanenteich“ (Abb. S. 1013) entlang die Goethestraße hinab, so kommen wir an dem königlichen „Palais“, dem bescheidenen Wohnhaus des sächsischen Königs bei seinen Besuchen in Leipzig, vorbei nach dem vornehmen Gebäude an der Nordostecke der alten Stadt, das 1870 die Allgemeine deutsche Kreditanstalt an Stelle des alten „Georgenhauses“, das in seinen Räumen Zucht-, Waisen- und Irrenhaus vereinigte, erbaut hat (Abb. auf dieser Seite). Gegenüber, jenseit der Promenade, liegen die Gebäude des Leipzig-Dresdner und des Magdeburger Bahnhofs, nicht mehr die ursprünglichen von 1837 und 1842, aber doch noch recht schlichte Bauten, deren Stunde nun auch wieder geschlagen hat: an ihre Stelle wird in wenigen Jahren der längst gewünschte große Hauptbahnhof treten, an dessen Anfängen schon eifrig gearbeitet wird.

Verhältnismäßig wenig hat sich an der Nordseite der Stadt geändert, wo sich die Hintergebäude des „Brühls“ mit ihren tiefen, kühlen Höfen, den naphthalinindustriellen Schatzkammern des Leipziger Rauchwarenhandels, hinziehen. Jenseit der Promenade liegen hier der Thüringer Bahnhof und die



Die Kreditanstalt an der Ecke des Brühls und der Goethestraße (heute).

an Stelle der Schulgasse mit ihren armseligen Kommungebäuden die schmucke Häuserreihe der Schulstraße erbaute. Schon damals lag der Gedanke nahe, auf den zum Teil tief liegenden feuchten Gärten hinter der Klostergasse und Fleischergasse die neue Straße als Ringstraße weiterzuführen. Diese Gärten, im ehemaligen Graben und Zwinger angelegt, waren im Besitz der Stadt. Nun sicherte sich die Stadt auch durch Ankauf die zugehörigen Häuser, und als 1904 die alten Häuser am Thomaskirchhof (Superintendentur, Amtshaus, Thomasschule) abgebrochen wurden, ward auch die Fortsetzung der Ringstraße in Angriff genommen. Gegenwärtig ist sie bis an das ehemalige Barfußpörtchen geführt, eine Anzahl

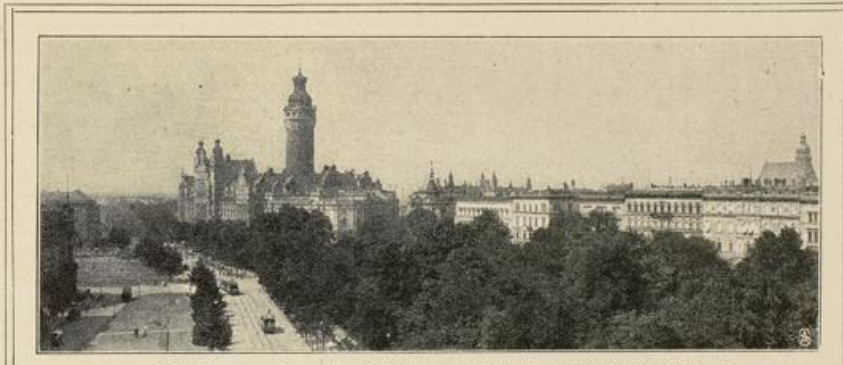
weiterer Häuser der Fleischergasse ist auch schon abgebrochen, und nur der hohe, schmale Häuserkranz, der die Matthäikirche umgibt, erwartet noch sein Schicksal. Wie viele Künstler und Künstlerinnen haben in den letzten Jahren ihren Griffel oder Pinsel an dieser „malerischsten“ Ecke des alten Leipzigs versucht! Aber auch auf der gegenüberliegenden Seite der Promenade ist an diesem neuen „Thomasing“, wie er nun heißt, nicht weniger als alles neu geworden. Verschwunden sind die Barfußmühle, „Lehmanns Garten“, der „Place de Repos“, die Zentralthalle usw.; an ihrer Stelle erheben sich jetzt das Zentraltheater und das Kommandanturgebäude.



Der Stadtgraben. Im Hintergrund die Pleißenburg (einst).

Nun aber die wichtigste Umgestaltung! Auch das mächtige Dreieck der Pleißenburg (die nebenstehenden Abbildungen) mit dem dicken, behaglichen, freisrunden Turm, dem alten Wahrzeichen der Stadt, ist abgebrochen und an seiner Stelle von 1899 bis 1905 von Hugo Licht das stolze neue Rathaus Leipzigs erbaut worden. Erhalten geblieben ist nur der unterste Teil des Turmes, etwa 40 Meter hoch; auf diesem erhebt sich nun der Rathhausturm, jetzt der höchste Turm der Stadt, der das Bild des neuen Leipzigs ebenso beherrscht wie der Turm der Pleißenburg das Bild des alten. Von der Südwestecke des Rathauses aber schweift der Blick hinüber in den schönsten Teil des neuen Leipzigs: wo noch 1890 dicht vor der inneren Stadt die alte Nonnenmühle ihre Räder tauschen ließ und die Türme der beiden alten Wasserkünste emporratzen (Abb. S. 1016), fällt jetzt der Blick auf den mächtigen Kuppelbau des Reichsgerichts; hinter ihm aber erheben sich die Universitätsbibliothek, das Konzerthaus, das Konservatorium der Musik, die Kunstakademie, die Gewerbeschule, sie alle an einem Netz neuer Straßen gelegen, das sich hinauszieht bis nach dem herrlichen neuen Garten der Stadt: dem König-Albert-Park.

Endlich gelangen wir über den ehemaligen „Obstmarkt“, jetzt Rathausring genannt, vorüber an der Hauptfront des neuen Rathauses und an der Deutschen Bank, die ebenfalls auf dem Boden der Pleißenburg erbaut ist, an den Ausgang der Petersstraße (Abb. S. 1017), der noch bis 1860 durch den von Böppelmann, dem Schöpfer des Dresdner Zwingers, entworfenen Torbau geschlossen war. An ihn stieß unmittelbar die kleine Peterskirche und das älteste Kornhaus der Stadt. Dies wurde schon 1859 abgebrochen, als hier am Stadtgraben die vornehme Schillerstraße angelegt wurde, und an die Stelle der Kirche trat 1887 die Reichsbank. Die Schillerstraße aber führt uns bei der ehemaligen „ersten Bürgerschule“ der Stadt



Die Promenade. Im Hintergrund das neue Rathaus (jetzt).

vorbei auf den Augustusplatz zurück, von dem wir ausgegangen sind.

Das Bild der inneren Stadt hat sich besonders infolge der erwähnten Umgestaltung der Messen stark verändert. Die Mustermesse hat sich von Anfang an nicht wie die Jahrmärkte auf den Straßen und Plätzen in Holzbud'en abgepielt, sondern in Hotelzimmern und Kaufläden. Namentlich viele Ladeninhaber der Petersstraße und der Grimmaischen Straße räumten während der Messen ihre Läden ganz oder teilweise und überließen sie Mehrenden. Den Mittelpunkt dieses Verkehrs bildete von jeher Auerbachs Hof mit seinen vielen kleinen Läden. Je mehr

aber der Musterlagerverkehr wuchs, desto mehr machte sich Raumangel fühlbar, so daß sogar eine Zeit lang die Gefahr bestand, daß sich die Mustermesse, an der doch offenbar die ganze Zukunft der Leipziger Messen hing, nach Berlin ziehen könnte. Da griff der Rat der Stadt noch rechtzeitig ein. Er baute 1894 zunächst in dem einen Flügel des alten Gewandhauses, der im Obergeschoß den großen Saal der Stadtbibliothek enthält, das Erdgeschoß, wo bisher rohe Niederlagen gewesen waren, und das Zwischengeschoß, den ehemaligen Tuchboden, zu Läden und Ausstellungsräumen um. Da sie im Nu vermietet waren — es waren gegen fünfzig — und weitere starke Nachfrage entstand, ließ der Rat den andern Gewandhausflügel, worin sich der weltberühmte alte Konzertsaal befand, und eine Anzahl Häuser, die er dazugekauft hatte, abbrechen und erbaute hier zwischen Neumarkt und Universitätsstraße ein großes, allen Ansprüchen der Gegenwart entsprechendes „Kaufhaus“, das wieder über zweihundert Ausstellern Unterkunft gewährte. Auch dessen Räume waren sofort vermietet. Nun bemächtigte sich die Privat-

spekulation der Sache, und so entstanden in der nächsten Zeit in dem Bezirk, wo sich der Musterlager-Verkehr hauptsächlich abspielt, noch weitere Kaufhäuser. Aber das Bedürfnis wächst noch immer, und so ist neuerdings der Plan entstanden, zwischen

Nachmarkt und Reichsstraße an Stelle des Häuserblocks, den der Rat einst zur Erbauung eines neuen Rathauses zusammengekauft hatte, ein zweites städtisches Kaufhaus zu errichten.

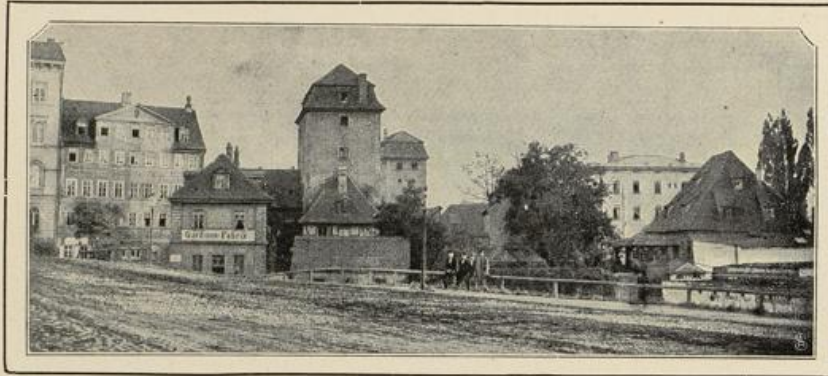
Aber auch die Universität hat ihren umfangreichen Grund- und Häuserbesitz in der inneren Stadt in den letzten Jahrzehnten fast durchweg erneuert, vor allem indem sie das alte Paulinum mit seinem „Kreuzgang“ abgebrochen und dafür das prächtige Albertinum mit seiner Wandelhalle erbaut hat.

Zum Glück ist ein Haus der alten Stadt, dem schon vor vierzig Jahren einmal das Todesurteil gesprochen war, nun

doch erhalten geblieben: das alte, 1556 von Hieronymus Lotter erbaute Rathaus am Markt. Es wird jetzt restauriert, wobei statt der häßlichen „Bühnengewölbe“, die im Lauf der Zeit an der Marktseite angeklebt worden waren, der ehemalige Laubengang, und zwar in schönerer Gestalt als früher, wieder entstehen soll. Nach Beendigung des Umbaus sollen in dem ehrwürdigen

schlichte Sinn der Bürgerschaft in jüngster Zeit doch so weit gehoben, daß bei Neubauten die Bauherren selbst anfangen, etwas auf die Umgebung zu achten, oder von ihren Architekten dazu angehalten werden. Die städtische Behörde hat zur Gewinnung von Plänen für die Weiterführung der Ringstraße am Töpferplatz ebenso wie für das zweite Kaufhaus einen Wettbewerb ausgeschrieben, wobei sie ausdrücklich die Forderung gestellt hat, daß sich die neu zu schaffenden Gebäude dem Charakter der alten Stadt anpassen müßten. Endlich hat sich auch, veranlaßt durch einen besonders traffen Fall von Geschmacklosigkeit, ein Verein für öffentliche Kunstpflege in Leipzig gebildet, der vor allem auch für die Schonung und Erhaltung des alten Stadtbildes bemüht sein will.

Und eine große Freude steht uns noch bevor. Die alte, zum Jahrmart herabgesunkene Messe mit ihren Vogelwiesenschaubuden, ihrem Karussellgeleier und ihrem Bratwürstelduft, die noch dieses



Die Wassertunft und die Nonnenmühle (früher).

alten Haus das Ratsarchiv und ein stadtgeschichtliches Museum untergebracht werden.

Die Erhaltung des alten Rathauses ist um so erfreulicher, als nicht alles erfreulich ist, was bei der Umgestaltung unseres Stadtbildes neu entstanden ist. Die innere, alte Stadt bot früher ein einheitlicheres, harmonischeres Bild als jetzt. Eine empfindliche Störung hat die ehemalige schöne Geschlossenheit des Marktplatzes erlitten durch die Art, wie die Thomassgasse nach der Promenade hin fortgesetzt worden ist. Hier ist in das Antlitz der alten Stadt eine Schmarre geschlagen worden, deren Narbe immer sichtbar bleiben wird. Auch der Thomaskirchhof hat verloren, auf der einen Seite durch unnötige Verbreiterung, auf der andern durch unnötige Verkürzung. Dadurch, daß man die elektrische Straßenbahn in mehreren einander kreuzenden Richtungen mitten durch die innere Stadt geleitet hat, ist in die alten Hauptstraßen eine Unruhe gebracht worden, als deren Folge nun wieder der Ruf nach Straßenverbreiterung erschallt. Auch dadurch wird das Bild der alten Stadt wesentlich geschädigt werden. Bei den von Privaten errichteten Neubauten ist auf die Architektur der Umgebung vielfach gar keine Rücksicht genommen worden; in unmittelbarer Nähe schöner Barockbauten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts haben Konfektionsgeschäfte riesige Glaskästen aufgeführt. Auch sonst ist manches bei den Neubauten verloren gegangen, was dem alten Leipziger ans Herz gewachsen war: die alte Thomasschule, in der Bach von 1723 bis zu seinem Tod (1750) gewohnt hat, der alte Gewandhauskonzertsaal, wo über ein Jahrhundert unzählige große Künstler und Künstlerinnen ein- und ausgegangen sind. Aber bei alledem ist doch auch so viel Erfreuliches geschaffen worden, daß man sich zufrieden geben muß. Leipzig ist nicht bloß eine große, es ist auch eine gesunde und schöne Stadt geworden. Auch hat sich der ge-

Jahr auf denselben Plätzen abgehalten worden ist, wohin einst Gellerts Freund ging, „um das Rhinoceros zu sehen“, und wo der Bruch- und Steinschneider Doktor Eisenbart „auf seinem Teatro ausstand“, wird von nächsten Ostern an weit hinaus vor das Frankfurter Tor verlegt werden, auf die alte Pfingstwiese, wo einst die Leipziger Armbrustschützen nach dem Vogel schossen. Dann werden auch auf den schönen Plätzen Leipzigs, dem Augustusplatz, dem Königsplatz, die bisher lediglich den Messen zuliebe als öde Sandflächen liegen gelassen worden sind, Gartenanlagen entstehen, die sich in den herrlichen blumenreichen Kranz, der sich jetzt zur Freude der Bürgerschaft um die ganze alte Stadt zieht, harmonisch einfügen werden.

Aber unser Bild würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht wenigstens kurz auch noch „Neu-Leipzigs“ gedenken wollten. Diese ungeheuren Häusermassen, bei denen große Verwaltungsgebäude und ganze Kaufhäuserstraßen die Mitte bilden, die einen mächtigen Strom von Kräften täglich zu sich hin und



An der Tauchnitzbrücke. Im Hintergrund das Reichsgericht (heute).



Das Peterstor früher.

wieder abfluten läßt, sind für eine Anzahl von Berufen keine Wohnstätten mehr. Ganze große Bevölkerungsgruppen sind an die Peripherie gerückt, so vor allem die Industrie in den Westen, wo Lindenau und Plagwitz, 1850 noch Dörfer von wenigen Häuschen, mit den angrenzenden Orten zu einer eigenen Großstadt herangewachsen sind, das Militär nach dem Norden auf Gebiete, die schon nicht mehr städtisch sind. Vor allem aber muß der geistige Arbeiter, der Gelehrte, der Künstler, aus der beengenden und beirrenden Atmosphäre des Großstadtzentrums hinausflüchten. Und so sehen wir denn einen zweiten Kranz von lockeren Villenörtchen, nicht eingemeindet, aber doch wirtschaftlich zur Stadt gehörig, sich um den festen Gürtel der einverleibten Vororte legen. Wenn man schon vor 140 Jahren Leipzig stolz ein Klein-Paris nannte, so bezog sich das nur auf die geistige Bedeu-



Das Peterstor heute.

an die manche denken, verwirklicht werden sollten, könnte das Wort vielleicht mit gleichem Recht einmal auf die äußere Erscheinung der Stadt angewendet werden.

## Morgenrot und Abendrot.

Vor der Schlacht, im Morgenrot,  
Legt um seines Pferdes Hals  
Den Arm der Tod.  
Er lehnt sich an die Mähne,  
Schmückt sein isabellgelbes Tonpfeifchen,  
Und grinst ins Tal,  
Wo, wie zwei stöfige Hirsche,  
Zwei Heere zusammenstoßen wollen.

\* \* \*

Nach der Schlacht, im Abendrot,  
Reitet gleichgültig-gemütlich-gemächlich

Übers Blutfeld der Tod.  
Tralala!  
Den Erschlagenen speit er in die  
gebrochnen Augen,  
Wie der Fischer ins Wasser speit.  
Jhn salutieren friedlich durcheinander  
Die von beiden Feinden  
Wie mit Geierkrallen  
Gegenseitig entrissenen  
Fahnen und Standarten:  
Hurra! der Sieger!

Detlev von Liliencron.

## Der stille Weg.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

**A**ls unter der Post, die der Milchwagen am frühen Morgen aus der Stadt mitbrachte, sich kein Brief mit der ein wenig krateligen und ungelungenen Handschrift des Oberleutnants Sacrow befand, atmete Fanny von Duesendorf um ein gut Teil erleichtert auf. Die Gefahr, die von dieser Seite drohte, schien ihr behoben, wahrscheinlich hatte der gute Sacrow Vernunft angenommen, oder, was noch wahrscheinlicher war, ihr geliebtes Hippopotamus hatte sich getäuscht, als er ihn gestern Abend im Park zu spüren glaubte. Und wie sie die Dinge jetzt im klaren Licht des jungen Sommermorgens ansah, wollte es ihr fast scheinen, als hätte sie sich gestern durch die kleine Leutnantsfrau aus Malbeinen gar zu rasch ins Bockshorn jagen lassen. Fast vierzig Zusagen hatte die Post gebracht, und wenn das Wetter nicht umschlug, gab's am Abend da auf dem grünen Rasen eitel Lachen und Fröhlichkeit. Die tanzfähige Jugend drehte sich im Kreis, die älteren Herrschaften sahen bei der Erdbeerbombe, und wenn sich auch etliche der Geladenen über den offensichtlichen Zweck des so plötzlich veranstalteten Festes ihre eigenen Gedanken machten: von der baren Million aufwärts hörten die Strupel auf, fing die Hochachtung an.

Alig Brahlstorff erschien auf der Terrasse, ein wenig bleich und übernächtigt, aber die matte Blässe kleidete sie vortrefflich, ließ ihr Gesicht mit den dunklen Augen und dem rotblonden Haar doppelt interessant erscheinen. Frau Fanny hob, ein wenig verwundert, den Kopf. „Nanu, die gnädige Komtesse geruhen bereits vollkommen getaktelt auf den hochgräßlichen Beinen zu sein? Aber brillant siehst du aus, Lixel, das muß dir der Reiz lassen, die blaue Bluse?! . . . Ich an deiner Stelle würde überhaupt nur blau tragen in allen Nuancen, und das Auto muß natürlich auch unlackiert werden!“

Alig langte mit der schlanken Hand nach der Teekanne. „Verzeih, Fanny, und ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht . . . also du hattest doch gestern Abend gesagt, bis sieben Uhr früh wolltest du meine Entscheidung haben?“

„Ach so, ja, richtig! Also erledigt natürlich! Und weißt du, Lixel, wir sind gestern Abend alle ein bißchen verdreht, oder sagen wir mal: zum mindesten stark nervös gewesen, so 'ne Art von Massenerkrankung, die sich in gegenseitigem Anschreien und geschwollenen Worten äußerte. Sich über eine ganz selbstverständliche Entscheidung so unnützes Kopfzerbrechen zu machen!“

„Ja, von deinem Standpunkt aus vielleicht, Fanny“, versetzte Alig mit einem Seufzer. „Aber Gott ist mein Zeuge, wie schwer ich mit mir gerungen habe! Und wenn ich mir nicht sagen mußte, daß ich den armen Sacrow doch nur unglücklich machen würde . . .“

„Ja, ja, natürlich“, pflichtete Frau Fanny heuchlerisch bei, obwohl ihr die Spottlust bis in die Fingerspitzen kribbelte. Ohne ein bißchen Komödie ging es bei der guten Alig nun einmal nicht ab. „Aber jetzt wollen wir auch einen Strich darunter machen, liebes Kind. Je energischer man einen Schmerz verbeißt, desto rascher geht er vorüber. Und für den Augenblick gibt's dringendere Sorgen. Den' dir, mein Dicker hat mir den Stellmacher verweigert, weil er ihn angeblich zum Stoggenrichten braucht, und zwei Margellen dazu aus der Küche aufs Feld abkommandiert, also wer soll den Tanzboden aufschlagen, Champions hängen, Tannengrün haken und so weiter . . .?“

Der Baron kam mit seinen beiden Zungen und dem Herrn Kandidaten über die Diele, erhitzt und von der Sonne rotgebrannt, denn er saß schon seit vier Stunden im Sattel, aber guter Laune. Das Wetterglas war auf energisches Anknöpfen in die Höhe gegangen, die trockene Roggenreifung schien gesichert trotz stehender Sonne und drohend geballter

Kumuluswolken. Frau Fanny trat ihm entgegen. „Du kommst mir gerade recht! Alig meint auch, wenn die Jugend heute Abend nicht im Freien tanzen kann, gibt's kein Vergnügen!“

„So, so“, sagte der Baron mit einem Schmunzeln, denn er hatte verstanden, ließ seine schwere Gestalt behaglich in seinen Spezialstuhl sinken. „Na, wenn Alig heute Abend tanzen will, soll mal in Anbetracht der besonderen Umstände eine Ausnahme gemacht werden. Und noch ein übriges: wenn ich nachher aufs Feld zurücktreite, sprech' ich beim Schulmeister vor, der soll euch zwei Duzend Jungen herkommandieren! . . .“

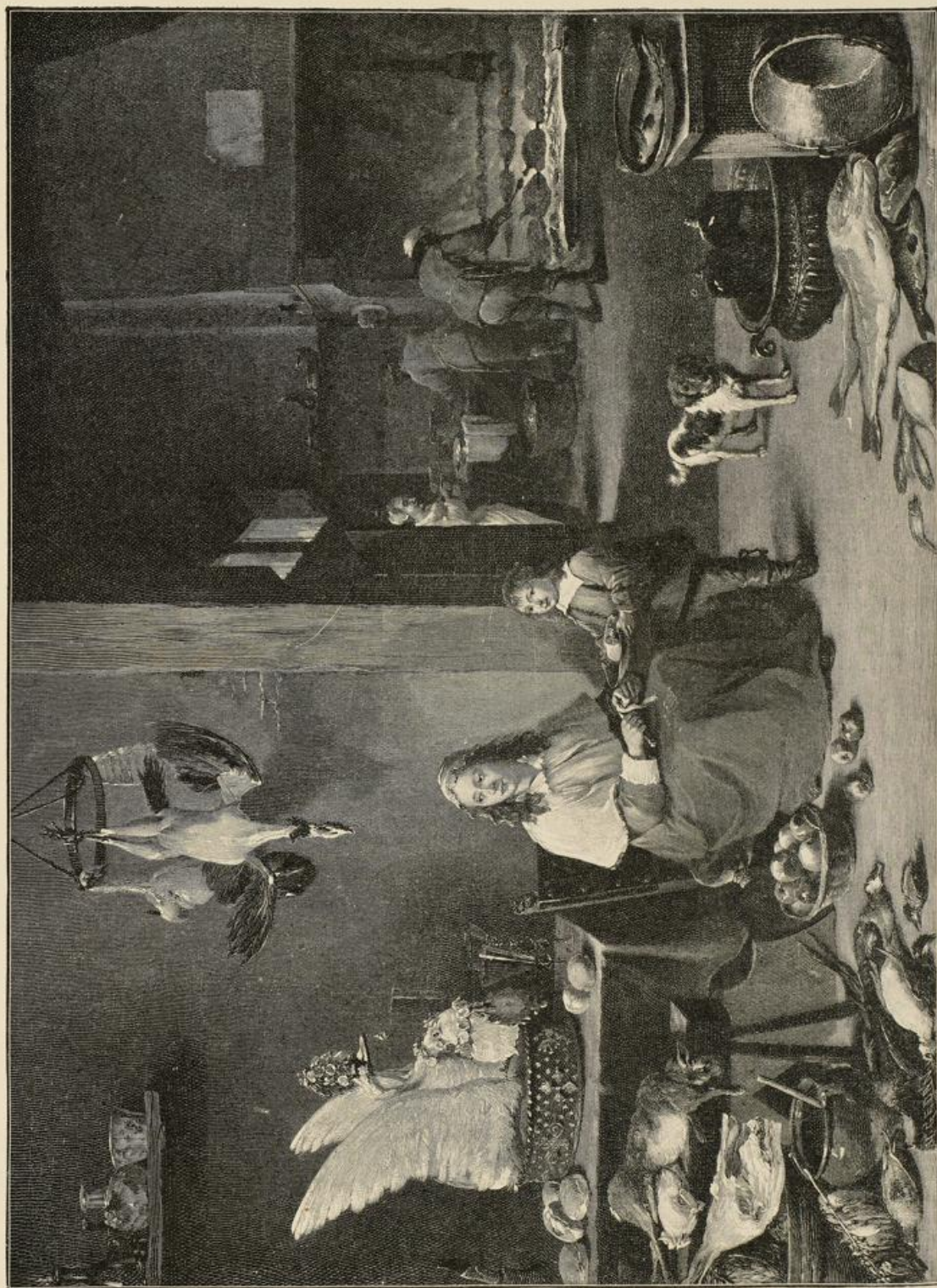
Frau Fanny wurde ans Telephon gerufen, Groß-Klenzien hätte angeklungen. „Groß-Klenzien?“ sagte der Baron gut gelaunt. „Donnerwetter, haben die es aber pressant!“ Und seine Gattin kehrte nach einem kurzen Weilschen lachend zurück: „Wie Ew. Hochwohlgeboren soeben sehr richtig bemerkten, Frau von Reichner fragt an, ob Fräulein Elisabeth nicht hinüberkommen dürfte, um ein bißchen für heute Abend zu helfen. Außerdem aber hätte sie Sehnsucht nach ihrer neuen Freundin, na, und da hab' ich natürlich ja' gesagt.“

Der Baron hob sein Wasserglas mit einem leichten Schuß Moselblümchen darin: „Na profit, Alig! Und hoffentlich ist dir dieses Automobilistentempo nicht zu rasch?“ Deutlicher konnte er sich vor dem Herrn Kandidaten und den beiden Zungen, die für ihr Alter schon recht hellhörig waren, nicht ausdrücken. Alig aber warf lachend den goldblonden Kopf zurück. „Zu rasch? Ich freue mich sehr über diese unerwartete Hilfe, denn jetzt glaube ich, werden wir auch ohne den uns entzogenen Stellmacher bis zum Eintreffen der Gäste mit allem fertig werden.“

„Ich könnte ja auch vielleicht, wenn der Herr Baron nichts dagegen hat, den Unterricht ausfallen lassen“, bemerkte Herr Steinmann und fand damit die stürmische Zustimmung seiner Zöglinge. „Na meinerwegen“, sagte Frau Fanny, „aber eigentlich hätten wir jetzt männliche Hilfe genug. Ich werde nämlich Herrn Schmiele, wenn er sein Schwesterlein im Auto herbringt, bitten, sich hier ebenfalls ein bißchen nützlich zu machen.“

Der „in Anbetracht der besonderen Umstände“ von der Mithilfe beim Stoggenrichten befreite Stellmacher hämmerte an den Dielen des Tanzbodens, ein Duzend Dorfjungen flocht lange Laubgewinde, der zum Oberfeuerwerker avancierte Herr Kandidat grub Raseten ein und stellte mit Heinz und Fredi am Parkrand irdene Töpfe für die bengalische Beleuchtung auf, Alig Brahlstorff aber kommandierte ein zweites Duzend der flinken Gehilfen. Kleingehackte Tannenzweige wurden auf die Parkwege gestreut und lange Drähte mit Papierlaternen vor dem Halbrund des Lindenganges gespannt . . . gerade, als sie dabei war, einem etwas begriffstuzigen Jungen das Lampion abzunehmen, um selbst auf die Leiter zu steigen, hörte sie den Kies des Parkweges unter einem eilig sich nähernden Schritt knirschen . . . die Entscheidung kam, und etwas wie ein Bangen trat sie an . . . ein schmerzhafter Stich durchs Herz und ein jäh aufquellendes Mitleid mit dem, den diese Entscheidung todwund schlagen würde . . . vorbei . . . weshalb hast du mich allein gelassen in dieser Zeit? . . .

„Gnädigste Komtesse“, sagte Herr Schmiele mit zusammen genommenen Haken und im Ton einer militärischen Meldung, „auf höheren Befehl zu den Ausschmückungsarbeiten kommandiert!“ Alig Brahlstorff, die schon bis zur halben Höhe der von zwei Buben gehaltenen Leiter gestiegen war, wandte sich um, ein wenig zu rasch für die schwächlichen Knie ihrer beiden Adjutanten. Die Leiter geriet ins Schwanken, und



Die Küche.  
Gemälde von David Teniers d. J.

Herr Schmielke mußte rasch zuspringen, um sie vor dem Sturz zu bewahren.

„Schicksal, ich halte dich“, sagte er halbblaut neben ihrem rosigen Ohr, als er sie aus seinen starken Armen langsam zu Boden gleiten ließ. Sie aber stand in schamhafter Verwirrung, denn bei dem Sturz hatten sich ihre Haare gelöst und umgaben sie mit einem goldschimmernden Mantel. Wenn Fanny dabei gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich mit mokantem Lächeln gedacht: Welch ein brillanter Trick! Aber wahrhaftig, es war ganz von selbst gekommen, bei dem lebhaften Hantieren hatten sich einige der haltenden Spangen gelöst, der jähe Sturz tat das übrige, und sie konnte doch nichts dafür, daß ihr Haar so schwer zu bändigen war. . . . „O, Gott!“ sagte sie, griff erschrocken in die goldene Flut und wurde rot wie ein Badsisch. Sie wollte sich abwenden, um auf ihr Zimmer zu eilen, aber Herr Schmielke vertrat ihr den Weg. Ein tiefes Aufatmen hob seine Brust, und seine Stimme bebte ein wenig. . . . „Zürnen Sie mir, Komteß?“

„Zürnen? Ja weshalb denn, Herr Schmielke? Ohne Ihr Dazwischentreten wäre ich doch sicherlich. . .“

Er unterbrach sie: „Ach nein, Komteß, ich meinte etwas anderes!“ Und als sie nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Sie haben mich auch recht gut verstanden, aber Sie haben ganz recht, solche Unverschämtheiten ignoriert man am besten. Ich aber muß um Entschuldigung bitten, daß ich in einem Augenblick des Überschwangs vergessen habe. . .“ Er mußte abbrechen, die Stimme versagte ihm. Alig Prahlstorff stand erst ein paar Augenblicke schweigend, ein seltsames Wohlgefühl rieselte ihr durch die Nerven. Der brave große Junge, und wie lieb mußte er sie haben! . . . Endlich sagte sie leise und mit niedergeschlagenen Augen: „Was soll ich Ihnen darauf antworten, Herr Schmielke? . . . Etwa, daß ich ganz und gar nicht beleidigt bin. . .?“

Er trat auf sie zu, es klang wie unterdrückter Jubel: „Komteß Alig?“

„Na ja,“ sagte sie mit einem schelmischen Lächeln, „und was soll man da machen? Es kommt einer ganz plötzlich her, reißt einen in seine Arme und wird hinterher grob, weil man nicht gleich ‚ja‘ sagt?“ Und sie streckte ihm die Hand hin.

„Alig! . . .“

Ein herzhaftes Händeschütteln danach, sie sahen sich in die Augen, der Bund war besiegelt. . .

Zur gleichen Zeit aber trieb einer fern auf der bläulichrot schimmernden Heide sein Köhlein durch das knietiefe Gestrüpp. Der Kopf schmerzte unter den Strahlen der stechenden Juli-sonne, im Herzen aber regte sich ihm beseligende Hoffnung. Und wenn der Tag versank, wollte er sein Glück in Händen halten. . . . Gar fein hatte er sich's ausgedacht, ganz anders, als der Gute, ohne dessen tapferes Dazwischentreten er jetzt vielleicht schon im Dunkel dahinfuhr, geraten hatte. . . . Abwarten und immer wieder abwarten?! . . . Ließ er vielleicht, wenn es in heißem Rennen Kopf an Kopf über ein Hindernis ging, dem andern mit höflicher Gebärde den Vorsprung? . . . Die Front abschneiden und den andern auf die Außenseite drängen, das war der Sieg, im Rennen wie im Leben! . . . Ein Baumstamm lag quer über dem Weg. „Ach, Bessie, geh an!“ Die Hilfe gegeben, und hinüber ging's in schlanter Lançade. . .

Als Alig gerade die letzte Hand an ihre Toilette legte, an der Mitte des kleinen Ausschnittes, der gerade nur den in prachtvoll aufsteigender Linie aus den Spitzen sich hebenden Hals freiließ, eine Lafrancrose besetzte, taufte sie, als wäre sie eben vom Strauch gebrochen — klopfte es leise an der Verbindungstür zu dem Zimmer, in dem Fräulein Elisabeth Schmielke sich für den Abend umgekleidet hatte.

„Entrez!“ sagte Alig laut in Erinnerung an die Genfer Pensionzeit, und Fräulein Elisabeth trat auf die Schwelle, das schwächliche Figürchen in ein einfaches Tüllkleidchen gehüllt, weiß mit eingestreuten rosa Rosenknospen. Sie stand errötend da und

umfing die herrliche Gestalt ihrer neugewonnenen Schwägerin mit einem bewundernden Blick. „O Gott, was sind Sie schön, Komteß!“

„Märchen,“ sagte Alig gutgelaunt, „es hat sich auskomteßt! Und nun dreh dich mal um, laß dich bewundern. . . . Gott, wird der Leutnant Erleben heute abend Augen machen!“

„Ach, der fade Tropf! Das heißt nämlich. . . also verzeihen Sie. . . verzeih“, wollte ich sagen, nämlich, man wird so abgestumpft! Was meinst du, wie viele von diesen Herren sind mir in diesen paar Monaten schon angetragen worden, wie viel ‚Annäherungsversuche‘ habe ich erdulden müssen? . . . Allgemach schon geradezu ekelhaft, und es ist ein wahres Kreuz, mit so vielem Geld auf die Welt gekommen zu sein! Aber ich habe einen Auftrag. Mein Bruder ist eben von seinem Absteher nach Groß-Kenzien zurückgekehrt, und ich soll dich bitten, das da heute abend schon zu tragen!“ Und sie holte ein breites Etui hinter dem Rücken hervor.

Alig Prahlstorff schlug den Deckel zurück, eine Reihe schwerer, ausgesuchter und mattrosa schimmernder Perlen glänzte auf dem blauen Samtgrund, hinten von einer Brillantagraffe gehalten, in der Mitte aber eine tropfenförmig herabhängende Perle von geradezu märchenhafter Größe, ein fürstliches Brautgeschenk.

„Sei nicht böse,“ bat die Kleine, „ich hatte ihm eigentlich abgeraten. Aber er freute sich so darauf, dich schon heute in dem Schmuck zu sehen, den noch unser verstorbener Vater für seine zukünftige Braut gekauft hat. . . . Und, nicht wahr, du wirst ihn immer recht lieb haben, Alig, du weißt ja nicht, welch ein prächtiger Mensch er ist. . .!“

Alig Prahlstorff hatte mit der Hand über die schimmernden Perlen gestrichen. „Böse, Kleines? Wenn etwas aus gutem Herzen kommt? . . . Mit Stolz will ich sein Geschenk tragen heute abend und frei mich zu ihm bekennen. . . . Ihn aber sag“ — sie zog das junge Mädchen an sich — „daß heute zum erstenmal mein Herz gesprochen hat, mein Herz. Du aber hast uns zusammengeführt, denn — nimm's mir nicht übel — die alte Baronin Reichner ist nicht mein Geschmack, und ich weiß nicht, was ich gestern geantwortet hätte, wenn du, süßes, liebes Tierchen, mit deinen guten Kornblumen- augen nicht dabei gefessen hättest!“ Ein herzhafter Kuß besiegelte die endgültig geschlossene Freundschaft, und während Elisabeth der Schwägerin die von der Umarmung ein wenig verschobene Lafrancrose wieder zurechtrückte, fing sie an, zutraulicher zu werden.

„Du, Alig, ich hätte eine Frage. . .“

„Na, nur schon los, Kleines Liebchen, und wenn ich sie beantworten kann. . .?“

„Mußt aber nicht lachen,“ sagte Elisabeth schämig, „es handelt sich nämlich. . . also ich möchte gern wissen, ob ein Oberleutnant Kalkhoff heute abend sich unter den Gästen befindet.“

Alig Prahlstorff hatte auf den Lippen: Der langweilige Mensch mit der schiefen Nase? Aber ein instinktives Gefühl ließ sie noch rechtzeitig innehalten. „Kalkhoff. . . weißt du, Elisabeth, er gilt hier in der Maldeiner Gesellschaft ein bißchen als Weiberfeind, ich entsinne mich nur dunkel, ihn ein paar-mal gesehen zu haben, ein stiller, ruhiger Mensch, der anscheinend ganz in seinem militärischen Beruf aufgeht, aber ich glaube unter den Zufagen heute früh seinen Namen gelesen zu haben!“ . . . Sie wußte es genau, denn beim Mustern der Antworten hatte sie eigentlich fragen wollen, weshalb denn der sonst so einsiedlerische Woltke II. wohl zugejagt haben mochte, noch dazu in einer altfränkischen Weise, die ihre Spott-lust herausgefordert hatte, nur etwas Wichtigeres war dazwischen gekommen. . . .

Fräulein Elisabeth war im Zimmer mit großen Schritten auf und ab gegangen. „Weiberfeind? O, wie mich das freut. Und glaubst du wirklich, daß er heute abend kommen wird?“



„Aber ja, natürlich“, sagte Mir, und es war ihr danach ein leichtes, die Kleine zum Sprechen zu bringen. Von täglichen Begegnungen war die Rede, einem Pack in den Schmutz geworfener Schulbücher und langen, in der Genser Pension geschriebenen Briefen, die aber wegen mangelnder Adresse niemals abgeschickt worden waren. Und gerade, als Fräulein Elisabeth dabei war zu erklären, weshalb sie auch so sehr für die Umgegend von Malbeinen gewesen wäre, weil sie nämlich zufällig in einer Rangliste unter den Gneisenaujägern den Namen Kaldhoff gefunden hätte, betrat Frau von Quessendorp das Zimmer, bedeutete Mir mit einem kurzen Blick, die Kleine zu entfernen.

Die Komtesse nahm Fräulein Elisabeth herzlich in die Arme. „Salt! und kein Wort mehr von unsern Heimlichkeiten; auf der Parkveranda sitzt, glaub ich, einer und wartet auf Antwort. Also richt' ihm aus, er hätte mir eine unsägliche Freude bereitet, bedanken würde ich mich bei ihm persönlich und mündlich!“ Sie geleitete die Kleine zur Tür und wandte sich lachend zu Fanny zurück. „Du, ich sehe nicht gerade sehr rosig auf den armen Erleben! Du wirst es nämlich kaum raten, wen das kleine blonde Tierchen mir da soeben als meinen zukünftigen Schwippchwager eingestanden hat...?“

Frau Fanny hatte sich ausgerichtet, in ihr Gesicht war ein kalter Zug getreten. „Es ist keine Zeit zum Rätselraten, liebe Mir. Die Affäre fängt an, höchst ernsthaft und unerquicklich zu werden! Da, Sacrow hat an dich geschrieben!“ Und sie legte einen Brief, den sie — vor kaum fünf Minuten — dem vorsichtig um das Haus spähenden Jäger Dhotny abgenommen hatte, auf den schmalen, von allerhand silbergefakten Büchsen und Fläschchen besetzten Toilettetisch.

Mir Prahlstorff verfärbte sich ähnlings. „Sacrow? ... Ja, um Gottes willen?“ ... Sie riß den Umschlag auf und überflog hastig die engbeschriebenen Seiten. Als sie

fertig war, preßte sie die Lippen aufeinander und zerriß langsam die einzelnen Blätter in kleine Fetzen.

„Nun, und?“ ... fragte Frau Fanny.

„Ach, allerhand verworrenes Zeug. Fremde Einflüsse hätten ihn bisher zurückgehalten, der ‚Stimme seines Herzens‘ zu folgen, er aber sähe erst heute, daß es sein Leben kosten würde, mich an der Seite eines andern ‚im Joche‘ zu sehen!“ ... Und heftig ausbrechend, fuhr sie fort: „Fremde Einflüsse! Wer sagt mir denn, daß er unter diesen ‚fremden Einflüssen‘ morgen nicht wieder anders denkt? Wenn seine Liebe so heiß war, weshalb hat er da nicht früher den Mund aufgetan, während ich ... ah nein, Herr von Sacrow, das ist heute vorbei! Ihre Drohungen schrecken mich nicht!“

„Scharmant, und bin ganz deiner Ansicht, liebe Mir,“ sagte Frau Fanny, „würde auch nicht weiter in dich drängen, wenn wir nicht vor der Frage ständen, ob es nicht ratsam wäre, die Veröffentlichung deiner Verlobung noch eine Weile zu verschieben. Du hast da eben nämlich von Drohungen gesprochen...“

„Ja, ein ausgemachter Narr“, erwiderte Mir mit zornspühenden Augen. „Heute abend will er auf derselben Stelle stehen wie gestern, und ich soll ihm ein Zeichen geben, ob ich ihm eine kurze Unterredung gewähren will!“

„Um Gottes willen!“ schrie Frau Fanny auf.

Mir Prahlstorff hob sich in den Hüften, in ihre dunkeln Augen trat ein harter Glanz. „Hab keine Angst, Fanny, den Skandal, vor dem du bangst, wird es nicht geben! Er soll seinen Willen haben, der Herr von Sacrow, danach aber wird meine Verlobung veröffentlicht!“

„Mir, nimm dich in acht, du spielst ein gefährliches Spiel, gefährlich für uns alle...“

„Ach nein, Fanny! Es geht um Prahlstorff, Langenheide und Biellau, und glaub mir, noch nie war ich meiner Sache so sicher wie heute — — —!“ (Fortsetzung folgt.)

## Ver schön erung häßlicher Ohrformen.

Von Professor Dr. Haug (München).

Wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, wie der französische Psychologe, der sich zu dem Spruch verstieg: „Montre moi ton oreille et je te dirais que tu ais, d'ou tu viens et ou tu vas“ (Zeige mir dein Ohr, und ich will dir sagen, wer du bist, woher du kommst, und wohin du gehst) und aus der Ohrform der Kinder bindende Rückschlüsse auf die eheliche Treue der Mutter ziehen wollte, oder wie der Italiener Lombroso, dem bekanntlich gerade die Form der Ohrmuschel Veranlassung gab, den Charakter des Individuums zu erkennen, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ein normal gebautes schönes Ohr in uns die Empfindung des harmonischen Zusammenklanges der Formen hervorruft, während wir bei einem unschönen Ohr eine Art Dissonanz, einen Mißton unwillkürlich zu verspüren meinen, auch wenn der übrige Körper und insbesondere der Kopf deshalb durchaus noch nicht mißgebildet zu sein braucht.

Es ist daher ohne weiteres klar, daß die Träger solcher nicht normalen Ohrformen unliebsames Aufsehen bei ihrer Umgebung erregen, ja oft genug zu Spott und Verhöhnung herausfordern, je ärger die Mißgestaltung ausgesprochen ist.

Wir wollen in unserer kurzen Besprechung uns weniger mit den erworbenen Verbildungen, wie sie sich nach Verletzungen, Verbrennungen und Erfrierungen höheren Grades, Entzündungen usw. entwickeln können, beschäftigen. Nur wenig möge hier kurz gesagt sein, so z. B. sei der in Folge von Ohrgehängen sich zuweilen bildenden Geschwülste hier kurz gedacht. Es entstehen nämlich, durch irgendwelche Infektion veranlaßt und durch den dauernden Reiz der Ohringe selbst in der Nähe des Stichtkanals, zumeist im Ohrläppchen zunächst ganz derbe Verhärtungen, die langsam ohne jeglichen Schmerz,

wachsend bis zu einem Knoten von der Größe einer Kiriche, ja eines Tauben- und Hühnereres, gedeihen. Diese Geschwülste sind nun nicht bloß sehr unschön, sondern auch, wie sich das längst schon durch Untersuchungen hat feststellen lassen, durchaus nicht gleichgültig für ihren Träger, da sie nicht zu selten direkt tuberkulösen Charakter zeigen oder zur bösartigen Neubildung führen. Die rechtzeitige operative Entfernung kann sowohl den Schönheitsfehler als auch die Gefahr beheben.

Sehr häßlich sind auch die Entstellungen, die infolge zu schwerer und großer Ohrgehänge sich herausbilden können. Es reißt hier durch das Gewicht das allmählich sich immer länger deh nende L äppchen schließlich durch, so daß zwei wüste hahnenkammähnliche Lappen das Ohr verunzieren. Diesen Übelstand kann allerdings rasch und gut definitiv gesteuert werden durch einen kleinen operativen plastischen Eingriff.

Nach manchen Verletzungen des Gehörganges wie Verbrennungen, Durchreizungen usw. kommt es zu dessen völliger Verwachsung, so daß also der Eingang in das Ohr von außen nun vollständig fehlt. Dieser Verschluss ist in seinen Folgen oft sehr schwerwiegend, da einmal natürlich das Hörvermögen erheblich beeinträchtigt wird und weiterhin im Fall von eitrigen Entzündungen der Eiter nicht durch den Gehörgang wie gewöhnlich austreten kann, sondern sich eine Bahn nach innen, gegen das Gehirn zu, leicht bahnen kann. In solchen Fällen kann durch einen operativen Eingriff ein neuer künstlicher Gehörgang wieder gebildet werden, so daß die Hindernisse beseitigt sind.

Wichtiger dürfte für unsere Betrachtung ein Teil der angeborenen Verbildungen sein. Es mag hier aber gleich bemerkt werden, daß bei den Verunstaltungen, bei denen die Natur schon

anfangs zu wenig gegeben hat, wo also ein Unterwachsstum oder ein völliges Fehlen vorliegt, durch operative Eingriffe sehr wenig zu erzielen ist; eine fehlende Ohrmuschel plastisch neu zu bilden, ist bis jetzt noch nicht gelungen, da die Konfiguration und ihr anatomischer Bau ganz andere, schwerere Anforderungen stellt als z. B. die Bildung einer neuen Nase. Dagegen ist die Kunsttechnik imstande, ganz fehlende Ohren in tadelloser Weise zu ersetzen, da die nach der Moulagemethode oder aus Papiermaché gefertigten künstlichen Ohrmuscheln so vollkommen natürlich hergestellt werden können, daß man den Defekt nicht bemerkt. Bei von Geburt aus nur ganz kümmerlich entwickelten Ohrmuscheln, in Fällen, wo wir äußerlich lediglich ein paar Haut- oder Knorpelwülste an Stelle des Ohres wahrnehmen, findet sich übrigens fast durchgehends auch der Gehörgang vollständig verschlossen; er fehlt, und mit dieser Verbildung ist dann sehr häufig noch eine solche der tieferen Ohrteile, der Paukenhöhle usw., verbunden, so daß das Gehörvermögen ganz oder nahezu fehlt. Hier ist mit plastischen operativen Eingriffen natürlich keine Funktionsbesserung zu erzielen, auch wenn es z. B. gelingt, einen künstlichen Gehörgang anzulegen. Sind die Rudimente der Muschel größer, und hat die Gestaltung der Muschel nicht allzuviel gelitten, so läßt sich doch noch eine bedeutende Verschönerung erzielen.

Am dankbarsten in der Korrektur ist aber die am häufigsten vorkommende, teils angeborene, teils erworbene Verunstaltung durch die großen und zugleich absteigenden Ohren, die sogenannten Jagdhund- oder Schlappohren. Die Träger solcher großen „Löffel“ werden nur zu gern zum Gespött ihrer Umgebung; nicht bloß während der Jugendzeit, auch im späteren Leben fallen diese auffälligen Ohrformen ihren Besitzern, insbesondere wenn sie etwas auf ihre äußere Erscheinung geben, recht unangenehm zur Last. Aber es ist nicht allein das ästhetische Moment, das hier in Frage kommt, sondern auch das praktische. Diese Ohren sind den Fährlichkeiten des Alltagslebens in noch viel höherem Grad ausgesetzt als die normalen. Sie werden viel leichter verletzt und fallen insbesondere gern dem Frost zum Opfer. Und gerade diese so häufige Verun-

staltung läßt sich so beeinflussen und korrigieren, daß weder das Auge beleidigt wird, noch die üblen Folgen zum Ausdruck kommen.

Die Behandlung muß sich in zweierlei Richtung bewegen: zuerst sollte überhaupt danach getrachtet werden, dem Übel nach Tunlichkeit vorzubeugen. Das erfordert aber schon eine gewisse Sorgfalt in der frühesten Kindheit. Die kleinen Ohren der Neugeborenen und Säuglinge sind noch so weich, daß sie leicht einem auf sie geübten Druck folgen. Und gerade hier wird so oft der Anfangsfehler gemacht, der die Grundlage zur späteren Verunstaltung abgibt. Man setzt den Kleinen Mützen und ähnliche Kopfbedeckungen auf, die die Ohren von oben herabdrücken und nach unten und außen krepeln. Ist nun eine geringe Anlage schon vorhanden, so wächst das Ohr ganz sicher aus. Man sollte deshalb immer trachten, die Kopfbedeckung so zu wählen und auch aufzusetzen, daß die Ohren an den Kopf angelegt, nie von ihm abgehoben werden.

Macht sich die Verbildung z. B. schon als Erbstück bemerkbar, so geht es in manchen Fällen noch ganz gut, eine allmähliche Anlagerung zu erzielen durch eine Art orthopädischer Behandlung, indem ein aus elastischen Bändern gefertigter Apparat die Ohren an den Kopf anlegt. Ohne große Ausdauer ist aber bei diesem Verfahren kein Erfolg zu erwarten. Ist jedoch die Verbildung schon in höherem Grad vorhanden, und handelt es sich um bereits größere Kinder oder gar Erwachsene, so ist damit absolut nichts mehr zu erreichen. Dagegen kann hier durch einen einfachen, plastisch-operativen Eingriff in den meisten Fällen nicht nur eine bedeutende Verbesserung der Lage erzielt werden, sondern oft genug eine völlige Korrektur, so daß also das Ohr auf die Lebensdauer normal am Kopf anliegt. Irdenwelche Entstellung durch die Operationsnarben erfolgt in keiner Weise, da die Operation auf der Rückseite des Ohres vorgenommen wird.

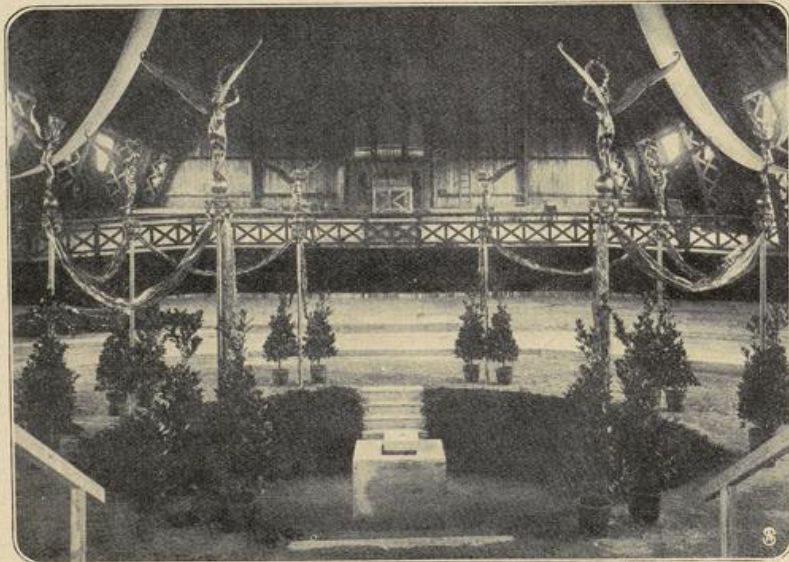
Auch zu große Ohren lassen sich ganz gut in ihren Dimensionen verkleinern, so daß sie nicht mehr auffallen. Hier führt allerdings die Schnittlinie außen über einen Teil der Muschel, aber die Narben verschwinden innerhalb relativ kurzer Zeit, so daß man nichts mehr von ihnen bemerkt.

## Blätter und Blüten

### Die Grundsteinlegung des Deutschen Museums zu München.

(Zu unseren Abbildungen.) In den Tagen dieser Feierlichkeiten hat München seinem Namen als „Kunststadt“ wieder einmal in glänzendster Weise Rechnung getragen; die alte Stadt an der Isar hat wohl selten ein schöneres, geschmackvolleres Festkleid angelegt als in dieser sonst so trüben, schmutzigen Novembertzeit, deren Armut verschwand unter der Farbenpracht der wehenden Fahnen, unter Triumphbögen und bunten Laubgewinden und dem Hin- und Herwogen einer freudig erregten Menge. Der Jubel des Volkes gestaltete sich beim Einzug des Kaisers zu einer großartigen Kundgebung. Wir bringen ein paar Erinnerungsbilder von jenen Feierlichkeiten, die unsere Leser auch aus der Ferne teilnehmen lassen an

der feierlichen Zeit. Zunächst den Platz, auf dem die feierliche Grundsteinlegung stattfand. Eine weite, prächtig geschmückte Halle wölbt sich über der mit Tannenzweigen verkleideten Ausschachtung des Bodens, in deren Mitte der mächtige „Grundstein“ ruht.



Rehle & Co., München, phot.

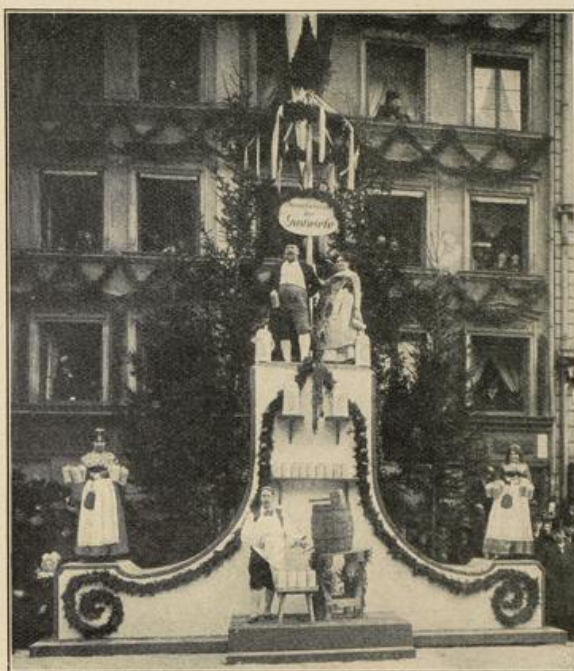
Der Grundstein zum Deutschen Museum in München.

In die Vertiefung, die auf der Oberseite des Steins sichtbar ist, wurde die Kassette eingelassen, die unser Bild auf der linken Seite zeigt. Kunstvoll aus Kupfer getrieben, enthält sie eine von dem Rektor der Technischen Hochschule Professor Dr. W. v. Dyck verfaßte Chronik, die einen gedrängten Überblick über die Entstehung und Entwicklung des Museums bringt, und die auf Porzellanplatten eingebrannten Porträts des Deutschen Kaisers, des Prinzregenten und des Prinzen Ludwig. Außer der Chronik fanden ein Seiden-

beutel mit einer Anzahl neuer Münzen, der Stiftungsbrief der Stadt München, eine Zusage über die Feier selbst und eine vom Kaiser und

**Die Küche.** Von David Teniers dem Jüngeren (1610–1690). (Zu dem Bild auf Seite 1019.)

Kein Land der Welt, keine andre Zeit kennen wir aus ihrer Kunst mit so intimer Genauigkeit wie das Holland des 17. Jahrhunderts. Dieses Volk, als kühl und nüchtern bekannt, hatte dem Spanier tapfer getrozt, hatte im Kampf um Land und Glauben beiden die Unabhängigkeit erstritten, hatte schließlich in weltumspannendem Handel seine blühenden Städte groß und stark gemacht: nun liebte es, in seiner Kunst den Spiegel seines mühsam gewonnenen Behagens zu finden. Und so zeigen uns seine Bilder die ganze bunte Vielgestalt jenes frischen Volkstums — von dem plumpen Bodengejampt trunken tanzender Bauern bis zu der atlaschimmernden Eleganz vornehmer, frühlicher Frauen, von der warmen Behäbigkeit seiner stolzen Bürgerhäuser bis zu den raucherfüllten Schenkenstuben, von den Küstkammern und Laboratorien bis hinab zu den Vorratsräumen und Küchen, in die der Reichtum aller Weltteile futete. Welch überquellende Uppigkeit auf dem Bild Teniers, das wir hier bringen! Links von der Mitte des weiten Vordergrundes sitzt eine noch junge Frau, äpfelschälend, ihr hilfsvolles Söhnchen neben sich. Um die beiden das Gerat und die Vorräte eines reichen Hauses, das sich zu einem Fest rüftet. Geflügel hängt entblutet vom Metallring an der Decke, liegt zwischen Mustops und Apfelsorb auf Tisch und Bank, auf Hockern und auf dem Boden. Auf dem Tisch zwischen Gebäck und blinkenden Kelchen steht das große Schauffeß der vorbereiteten



©. Stuffer, München, phot.

Gruppe der Gastwirte.

leulen, zwischen Mustops und Apfelsorb auf Tisch und Bank, auf Hockern und auf dem Boden. Auf dem Tisch zwischen Gebäck und blinkenden Kelchen steht das große Schauffeß der vorbereiteten

leulen, zwischen Mustops und Apfelsorb auf Tisch und Bank, auf Hockern und auf dem Boden. Auf dem Tisch zwischen Gebäck und blinkenden Kelchen steht das große Schauffeß der vorbereiteten



Kunft des Kaisers auf dem Festplatz.

Jäger & Goergen, München, phot.

Von der Grundsteinlegung des Deutschen Museums in München.

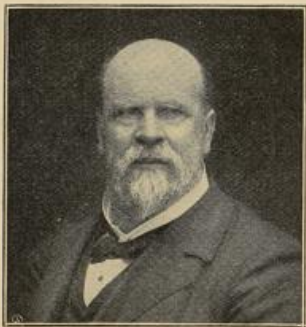
Mahzeit, ein blumengekrönter, rosenbekrönter Schwan, dessen Sockel wohl die köstliche Pastete, den Stolz der Kochkunst des Hauses, birgt.

Nach rechts hinüber liegt der Fischvorrat: alle Arten und Größen bunt durcheinander, überragt von dem prunelenden Metallbecken, in dem die Getränke bereits eingeführt worden. Klug lugt der Spitz daneben aus dem Bild heraus, das seine Fortsetzung nach der Tiefe durch die eigentliche Küche erhält. In langen Reihen liegen dort die knusprigen Braten im Flammenschein des Herdes, an dem ein Mann eifrig hantiert, während ein zweiter hinten auf dem überladenen Tisch wohl Platz



Keske & Co., München, phot.

Die Kassetten für den Grundstein des Deutschen Museums in München.



z. Schmitz, München, phot.

G. H. Weber.

Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt in München.

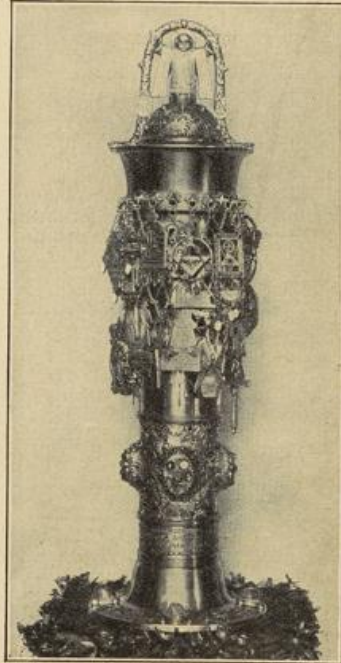
Führer und Wegweiser gewesen. „Turnrat“ Weber, wie er allgemein genannt ist, wurde am 1. Mai 1834 zu München geboren und betrat zum erstenmal den königlichen Turnplatz auf Oberwiesenfeld, wo er es in kurzer Zeit — als einer der besten Schüler des Altmeisters Scheidmaier — zum Vorturner und Turnlehrer brachte. Als solcher stand er dann später an der Spitze des neuen „Männerturnvereins“ und nahm als Vertreter dieses Vereins 1861 an den Beratungen des ersten bayrischen Turntags zu Nürnberg teil, auf dem der Bayrische Turnverein ins Leben gerufen wurde. Ihm war es zu danken, daß schon 1862 das erste bayrische Turnfest in München abgehalten werden konnte, und daß in den Turnvereinen, die zuerst als „politisch bedenklich“ polizeilich überwacht worden waren, später sogar Schüler und Schülerinnen turnen

durften. Auch seine Feder hat Weber in den Dienst der Turnsache gestellt und durch sie erreicht, was schon Scheidmaier vergeblich angestrebt hatte: die Gründung der freiwilligen Feuerwehr, die in der Hauptstadt aus Turnern bestand, sowie die Gründung des Volkshilfsvereins und des Vereins für freiwillige Armenpflege. Auf seine Anregung hin entstand ferner 1875 der Münchner und der Bayrische Turnlehrerverein, der 1878 die Gründung des Turntags München folgte. Seine hohen Verdienste wurden schon 1882 durch die Verleihung des

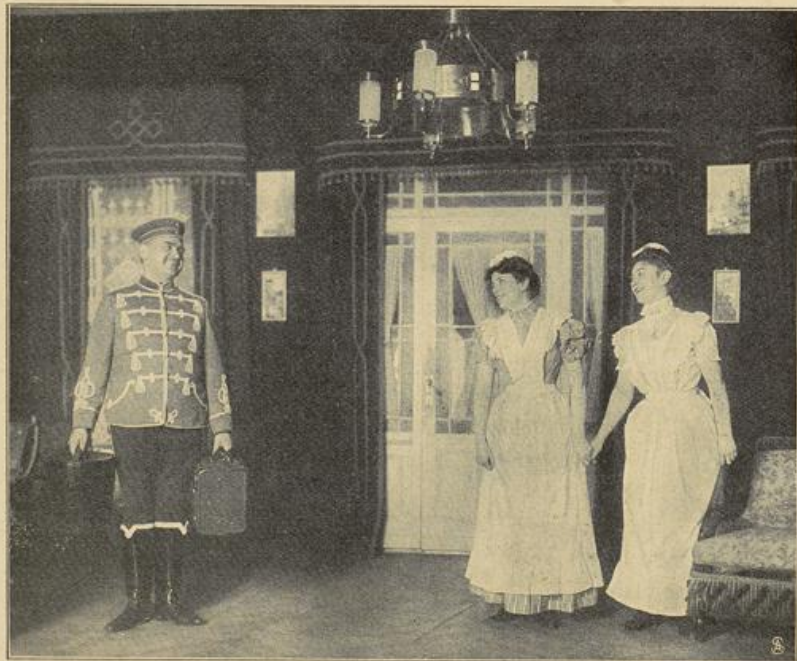
Ranges und Titels eines königlichen Wirklichen Rates und 1904 durch die Ernennung zum königlichen Direktor anerkannt, und heute

folgen ihm in die wohlverdiente Ruhe die Achtung und Verehrung der Tausende, die seine Bedeutung für das Turnwesen zu würdigen verstehen. Von seinen Werken die sich in Fachkreisen einer sehr starken Verbreitung erfreuen, nennen wir: „Grundzüge des Turnunterrichts für Knaben und Mädchen“, „Unterrichtsplan“, „Ballübungen“, „Geschichte des Turnens in Bayern“ und „Reigen für Knaben und Mädchen“.

„Susarensieber“. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Gustav Kadelburg und Richard Stowronnel — dessen eben in der „Gartenlaube“ laufender gemüthlicher Roman „Der stille Weg“ den beliebten Autor mehr von der ernstesten Seite zeigt — haben sich zu einem literarischen Kompagniegeschäft zusammengetan und all ihre lustige Laune, ihren federn Übermut gemeinsam über das Stück ergossen, das unter dem Namen „Susarensieber“ die bekannte Krefelder Epifode und den Scherz von den „Tanzhusaren“ behandelt. Die nicht ganz wegzuleugnende Tatsache, daß „zweifarbig Tuch“ Mädchenherzen höher schlagen läßt, ist so oft als lustiger Vorwurf fürs Theater benutzt worden, daß ungewöhnlich übermüthige Einfälle dazu gehörten, ihn so wirksam neu zu gestalten. Schon in der Premiere durfte man dem Stück ein langes, fröhliches Leben prophezeien, und in der Tat beherrscht es seitdem den Spielplan des Berliner Lustspielhauses vollständig und wird wohl die ganze Saison über am Ruder bleiben, denn die hübschen Szenenbilder, deren eines wir bringen, rufen Abend für Abend Stürme des Beifalls hervor.



Der von der Stadt München dem Kaiser gespendete Fokal.



Jander & Ladisch, Berlin, phot.

Von der Aufführung des Lustspiels „Susarensieber“ von Kadelburg und Stowronnel.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: W. Wirth; für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Masael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

infache  
an-  
feuer-  
sowie  
des  
An-  
r und  
idung  
Ver-  
g des

er

all  
t er-  
dem  
aren-  
amnte  
ijode  
von  
aren"  
die  
leug-  
daj  
uch"  
jober  
so oft  
wurf  
muyt  
nge-  
ütige  
ehör-  
ham  
alten.  
niere  
dem  
iges,  
leben  
in  
ht es  
piel-  
lmer  
voll-  
wird  
nifou  
btei-  
hüb-  
lder,  
wir  
bend  
irme  
vor.  
ttich:  
ttich:



Christnacht.  
Aquarell von P. Hey.

